Beiträge
zur
Länder= und Völkerkunde.

Von
Joh. Anton Müller,
Dr., Prof. und öffentlicher Lehrer der neuern
Sprachen zu Landshut.

Kriegestanz
Seite 7

der Wilden.

Zweyter Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.

Inhalt

des

ersten Bandes.

	Seite
Kurze Darstellung des Handels mit Indien vor der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung	1
Geschichte des Handels der Europäer mit Indien, nach der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirg der guten Hoffnung .	6
Englands jetziger Handel mit Indien, nebst einigen Bemerkungen über die ostindische Kompagnie	15
Kurze Geschichte des Handels mit Afrika, und der Entstehung der verschiedenen Handelsgesellschaften	26
Bericht der Direktoren des afrikanischen Instituts, vorzüglich den Sclavenhandel betreffend	36

Die Gesellschaft der Freunde der Fremden in der Noth, in London 41
Ueber die Entstehung und Fortschritte der Bibelgesellschaften in verschiedenen Ländern, vorzüglich in England 48
Die Insel Helena in politischer und commerzieller Hinsicht 56
Die Insel Sumatra 63
Linäus Wanderung durch Lappland . . . 68
Die warmen Quellen in Island . . . 74
Die Botanybay auf Neuwallis . . . 81
Die Mumien in Egypten, ein Beytrag zur Geschichte dieses Landes 87
Nachrichten aus dem Innern von Brasilien . 92
Die Tscherkassen 121
Das Grab Karls I. Königs von England, ein Beitrag zur Geschichte seiner Zeit . . 127
Beschreibung des Staatsgefängnisses in Konstantinopel, nebst einigen Bemerkungen über die Gerechtigkeitspflege in der Türkey . 131
Ueber die moralische Bildung der türkischen Weiber, nebst einigen Nachrichten über die Frauenzwinger, oder Harem's der Türken . 141
Kurze Darstellung der Mahomedanischen Glaubenslehre 147
Ueber einige besondere Gebräuche der griechischen Kirche 163

Inhalt
des
zweyten Bandes.

	Seite
Charakterzüge einiger wilden Völker im nördlichen Amerika	1
Der Handel am schwarzen Meere, nebst einer kurzen Geschichte der Entstehung von Odessa, und über die Wichtigkeit dieses Platzes .	30
Bemerkungen über zwey wichtige Gebrechen in Portugals bürgerlicher Verfassung .	43
Ueber den Zustand des Ackerbaues in Ostindien, nebst einigen Bemerkungen über die Diamantengruben dieses Landes, und über einige besondere Gebräuche der Hindus .	49
Die Verpflanzung der Cochenille nach Ostindien, ein für den Handel höchst wichtiges Ereigniß	63

Ueber die holländische Niederlassungen an den Flüssen Demarary, Essequebo und Berbice in Guayana, kurze Naturgeschichte dieser Länder, nebst einigen Bemerkungen über die Sitten und dem Charakter der Ureinwohner 72

Ueber die Schedlandsinseln, ihre Wichtigkeit in Hinsicht der Schifffahrt, und den Charakter und besondern Gebräuche ihrer Einwohner 99

Die Statue Peters des Großen in Petersburg, und Erzählung eines bey ihrer Errichtung vorgefallenen rührenden Auftritts 114

Der Stein des h. Antons in Nowgorod, nebst Bemerkungen über einige noch wenig bekannte Gebräuche in Rußland . . 121

Helsingher, die ehemalige Residenz der Jütländischen Könige, und Hamlet's Geburtsort 126

Bruchstücke aus dem Leben Karls des Großen, als Beyträge zur Geschichte seiner Zeit 133

Besondere Sitten und Gebräuche der Lappländer 143

Sonderbare Art der Canader, im Winter zu reisen 156

Das Paradies und die Arche Noah's, zwey persische Sagen 162

Ueber die Bäder in Persien, und einige andere in diesem Lande üblichen Gebräuche 166

Einige merkwürdige Charakterzüge der in den Wüsten Arabiens wohnenden Volksstämme 178

Verschiedene Religionsgebräuche der Mongolischen Völker, besonders der Kalmucken . 189

Seite

Von der Pest, und ihren Verwüstungen, in ältern Zeiten, und auch jetzt noch in den türkischen und andern Ländern . . . 169

Ueber die Consularwürde bey den Völkern verschiedener Jahrhunderte 174

Gustav Wasa in Dalekarlien, eine Anekdote aus der Geschichte jener Zeit . . . 181

Karl XII. und Peter der Große . . . 186

Skizze zweyer berühmter Männer, Hume's und Montesquieu's 191

Einige noch wenig bekannte Anekdoten von Michael Cervantes 195

Die Inquisition in Portugal, eine Anekdote aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts 198

Die Caravanen, oder über die Art in der Türkey, und andern Ländern zu reisen . . 205

Die Wahabiten, eine mahomedanische Sekte in Arabien 210

Spaniens allmählige Entvölkerung geschichtlich dargestellt, und nach Staatswirthschaftlichen Grundsätzen erklärt 218

Charakterzüge einiger wilden Völker im nördlichen Amerika.

Es ist unsere Absicht nicht, eine umständliche Beschreibung der Lebensweise, Sitten und Gebräuche der verschiedenen im nördlichen Amerika noch vorhandenen Stämme der Ureinwohner zu liefern, denn dieses ist in so vielen Reisebeschreibungen schon zur Genüge geschehen. Wir werden vielmehr von diesen nur so viel sagen, als nothwendig ist, um auf ihren Charakter, und die verschiedenen Stufen ihrer Ausbildung zu schließen, und zu sehen, welchen Einfluß die Beispiele kultivirter Nationen auf sie haben. Merkwürdig ist es für den Menschenbeobachter, daß die wilden Völker, welche der Nachbarschaft wegen oft in Berührung mit kultivirten Völkern kommen, im Anfange immer moralisch schlechter werden, als sie im ganz wilden Zustande waren, und erst nur die Laster derselben annehmen, ehe sie nach und nach und Stufenweise auch die moralischen Vortheile der Ausbildung kennen lernen. Bey den Völkern, welche noch im ganz rohen Zustande wohnen, finden wir Offenheit, Sanftmuth, Uneigennützigkeit, Treue, und andere schätzenswerthe Eigenschaften, welche, wenn sie erst Umgang mit gebildeten Völkern haben, größtentheils schwinden, oder doch eine andere Richtung er-

halten. Sie lernen Verstellung, Geitz, Diebstahl, und hundert andere Dinge kennen, von welchen sie ehedem keine Vorstellung hatten.

Die wilden Völker im nördlichen Amerika sind mehr oder weniger stark. Es gibt einige, welche mehrere Tausende von Kriegern aufstellen können, andere hingegen sind auf einige hundert Köpfe zusammen geschmolzen. Sie wählen sich gewöhnlich unter den Thieren ein Sinnbild, z. B. den Adler, die Schlange 2c. nach welchem sie sich nennen, und dadurch von andern unterscheiden. Sie haben unter sich so viel Aehnlichkeit in Sitten, Gebräuchen, und auch in religiösen Meinungen, daß wir im allgemeinen davon sprechen, und nur hie und da die Abweichungen bemerken werden.

Die Wilden in Amerika erkennen ein oberstes Wesen, welches das Weltall regiert, und von welchem alles Gute herkömmt. Das Böse kömmt in die Welt durch den bösen Geist, welcher immerdar beschäftigt ist, den Menschen Uebel zuzufügen. Ihm stehen untergeordnete gute Geister entgegen, welche das Amt haben, dem Bösen entgegen zu wirken. Sie suchen diese guten Geister in Seen, Flüssen, Bergen 2c. kurz in allem, von welchem sie einigen Nutzen ziehen. Sie glauben an ein künftiges Leben, und an eine Belohnung in demselben, allein es läßt sich denken, daß ihre Begriffe von einem solchen Zustande sehr sinnlich sind. Sie erwarten in ein heiteres Land versetzt zu werden, in welchem die Wälder von Wild, und die Seen von Fischen wimmeln, und wo sie alles im Ueberflusse geniessen können, ohne sich deßwegen, wie in diesem Leben plagen zu dürfen. Jeder erhält

die Belohnung nach dem Verhältnisse seiner Handlungen, und die tapfern Krieger erwerben den höchsten Lohn. Eigentlichen Cultus haben sie nicht, wenn nicht etwa der Tanz die Stelle desselben vertritt. Sie tanzen bey allen feierlichen Gelegenheiten. Sie begrüssen den Mond mit Tanz, und tanzen vor und nach dem Essen. Die, welche Umgang mit Europäern hatten, konnten, als sie sie beten sahen, nicht begreifen, wie das Murmeln gewisser Worte dem grossen Geist angenehm seyn könne, wohl aber meinten sie, wenn man durch Tanz zu seiner Ehre den Körper in Bewegung setze. Sie haben eine Art Priester, welche zugleich Zauberer und Aerzte sind. Diese Menschen besitzen wirklich gute Kenntnisse von Pflanzen und Kräutern, und verstehen es, manche Krankheit mit einfachen Mitteln zu heilen, allein sie verbinden alles mit den lächerlichsten Zeremonien. Wenn sie zu einem Kranken gerufen werden, so fangen sie damit an, dem Leidenden mit einer Muschel, in welcher Bohnen verschlossen sind, ein grosses Geräusch vor den Ohren zu machen, um den bösen Geist dadurch zu vertreiben. — Man sieht, daß Klappern überall zum Handwerk gehört. — Vermag weder Zauberey, noch Kunst, etwas über die Krankheit, so erwartet der Kranke standhaft den Tod. Er würde es sich zur ewigen Schande rechnen, Feigheit blicken zu lassen. Er ruft alle seine Kinder und Freunde um sich her, nimmt Abschied von ihnen, und ordnet das Fest, bey welchem der, welcher seine Leichenrede halten wird, besonders bewirthet werden muß.

Bey den Völkern, welche keinen Umgang mit den Weisen hatten, finden wir den Wilden bescheiden,

mäßig, geduldig, großmüthig, gastfrey, treu, und unerschütterlich in der Freundschaft. Er befleißt sich eines grossen Gleichmuths, sollte es auch nur im Aeussern seyn, um ja keine Schwachheit an sich zu zeigen. Kehrt er ermüdet und hungrig von der Reise zurück, so hütet er sich wohl, seine Erschöpfung, seinen Hunger durchblicken zu lassen. Er setzt sich ruhig hin, seine Pfeife zu rauchen, und erzählt den Seinigen seine Reiseabentheuer. Dieses gilt bey ihm für männliche Standhaftigkeit. Hört er, daß seine Söhne siegreich von einer Unternehmung zurückkommen, so erkundigt er sich kaltblütig, und ohne Freude blicken zu lassen, wie viele Siegeszeichen — dieses sind die Kopfhäute an der Hirnschale, welche sie den erschlagenen Feinden samt den Haaren abziehen, — sie mitgebracht haben. Erfährt er, daß sein Sohn getödtet wurde, so ruft er höchstens aus: dieses ist ein Unglück, ohne Schmerz blicken zu lassen. Kömmt ihm nach langer Abwesenheit sein Weib, seine Kinder freudig entgegen, so geht er kalt an ihnen vorüber, und setzt sich ruhig hin, seine Pfeife zu rauchen, ohne ihre Liebkosungen zu erwiedern. Dieses soll Festigkeit seyn, ist aber nur äusserer Schein. Er fühlt Freude und Schmerz im Innern, allein er will seine Gefühle nicht durchblicken lassen. Wir loben den Stoicismus bey den alten Völkern, und preisen ihn als eine hohe Tugend, warum sollten wir ihn an dem Wilden tadeln, obwohl er da auf falschen Grundsätzen ruht? Der Wilde liebt die Seinigen zärtlich, und fühlt sich glücklich im häuslichen Kreise. Man kann sich bey ihm nicht besser empfehlen, als wenn man seine Kinder liebkost. Eben so gleichgültig ist der Wilde für

die Zukunft. Er genießt den gegenwärtigen Augenblick, ohne für den folgenden sich zu bekümmern. Wenn er nur seine Bedürfnisse des Tages befriedigen kann, so ist er zufrieden, und wünscht nicht mehr. Er würde sich nicht von der Stelle bewegen, wenn er auch in grösserer Entfernung, und mit mehr Mühe, für den Augenblick mehr erhalten könnte.

Gastfreyheit und Freundschaft sind zwey Tugenden, welche man bey den Wilden in hohem Grade antrifft. Der Reisende, soll er auch nicht zu ihrem Stamme gehören, sollte er ein ganz Fremder, ja sogar ein Weisser seyn, findet bey ihnen offne Aufnahme. Die beste Stelle im Hause wird ihm eingeräumt, und er wird, so lang er unter ihrem Dache weilt, als ein Glied der Familie angesehen und behandelt. Die Kapitän's Lewis und Clarke, welche in den Jahren 1804 bis 6, das nördliche Amerika bereisten, und die wilden Völker besuchten, wurden von ihnen auf das freundschaftlichste aufgenommen. Man lud sie bey ihrer Ankunft ein, die Friedenspfeife zu rauchen, und suchte ihnen dann den Aufenthalt angenehm zu machen. Bey ihrer Abreise wurden sie jederzeit mit den herzlichsten Wünschen entlassen. Man wünschte, daß ihnen der große Geist auf ihrer Reise immer frisches Wasser, heitere Tage, und des Nachts einen bestirnten Himmel verleihen möge; daß sie von der rothen Kriegesart befreit, und durch den süssen Dampf der Friedenspfeife erquickt werden; daß sie ruhigen Schlaf, angenehme Träume haben, und endlich glücklich bey ihren Weibern und Kindern ankommen mögen. Der Freundschaft sind die Wilden sehr empfänglich, und stehen sich in Gefahren und Noth

treulich bey. Man findet bey ihnen einen Gemeingeist und eine Eintracht, welche man bey gebildeten Völkern oft nur zu sehr vermißt. Wenn ein Glied des Stammes durch Krankheit, oder Unfall untauglich wird, an ihren Beschäftigungen, der Jagd und Fischerey, denn nur wenige der wilden Stämme bebauen die Erde, Theil zu nehmen, so wird er von andern unterstützt. Verliert er durch Krankheit, oder in dem Kriege seine Kinder, und steht einsam und verlassen da, so treten ihm andere einen oder mehr Sclaven ab, welche dann an Kindesstatt angenommen, und behandelt werden. In den Zeiten der Ruhe besuchen sie sich wechselseitig, und finden Vergnügen an freundschaftlichen Umgang. Für das Alter hegen die Wilden eine grosse Ehrfurcht, und nach einer glücklichen Jagd oder Fischfang erhalten immer die Alten in der Gemeinde die auserlesensten Stücke. Ihren Winken folgen sie als Befehle.

Die Wilden des nördlichen Amerika haben einen ausserordentlichen Hang zur Fröhlichkeit. Der Tanz ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen. Sie tanzen wie wir schon oben sagten, gewöhnlich vor und nach der Mahlzeit. An den heitern Sommerabenden wird getanzt, und während die Männer auf der Jagd oder in dem Kriege sind, tanzen die Weiber und jungen Leute zu Hause alle Tage. Sie haben besondere Tänze für jede Gelegenheit, z. B. wenn die Friedenspfeife angezündet wird, bey Hochzeiten, wenn sich die Männer zur Jagd, oder zum Kriege vorbereiten, wenn sie von einer Unternehmung zurückkehren, u. s. w. Der Tanz der Wilden, den Kriegstanz ausgenommen, welcher fürchterlich anzusehen ist, hat viel An=

stand und Reitz. Die Männer und Weiber tanzen niemals zusammen, sondern jedes Geschlecht allein, doch sind sie wechselseitig Zuschauer, und begleiten die Musik, welche in Flöten und einer Trommel besteht, und die Bewegungen der Tanzenden, im Chor und nach dem Takt mit einem grellen Schrey, welcher für den Ungewohnten sehr unangenehm klingt. In dem gewöhnlichen Tanz steht jeder Mann nach der Reihe auf, und tanzt, indem er durch Zwischenräume die Grosthaten seiner Voraltern besingt. Die Zuschauer bezeichnen den Takt durch ihr Geschrey, und mit einer Anstrengung, daß man glauben sollte, der Athem würde ihnen gebrechen. Die Weiber tanzen mit vielem Anstand. Sie machen keine Sprünge und heftige Bewegungen, sondern rutschen, im eigentlichen Sinne des Wortes, indem sie sich abwechselnd auf den Zehen und den Fersen heben, mit zierlichen Wendungen umher. Sie tanzen oft zusammen, und so viel der Weiber auch seyn mögen, so behalten sie richtig den Takt, und führen die Figuren mit grosser Pünktlichkeit aus.

Der feyerlichste ihrer Tänze ist der der Friedenspfeife, welcher gefeyert wird, wenn Fremde von Bedeutung zum Besuche, oder Abgesandte von einem andern Stamme Verhandlungen wegen, gegenwärtig sind. Der fürchterlichste ist der Kriegestanz, welcher statt findet, ehe sie in den Krieg ziehen, und wenn sie davon zurückkommen. Man glaubt da, nicht Menschen, sondern eine Versammlung von Teufeln zu erblicken. Die Krieger alle, und besonders der Anführer, sind im Gesichte, und am ganzen Körper, mit gräßlichen Figuren bemahlt. Der Führer eröffnet den

Tanz, und die übrigen umgeben ihn im Kreise. Er besingt unter schrecklichen Bewegungen seine und seiner Vorfahren Thaten, und nach jeder Strophe schlägt er mit seiner Keule auf einen in der Mitte eingegrabenen Pfahl. Jeder der Krieger folgt, und dann erheben sich plötzlich alle, und tanzen wild untereinander umher. Sie stellen durch Geberden die Handlungen des Krieges vor, wie sie ihre Feinde mit der Keule erschlagen, den Erschlagnen mit einem Messer die Kopfhaut ablösen, u. s. w. Obgleich sie alle bewaffnet wild durcheinander laufen, so wissen sie sich doch so geschickt zu drehen und zu wenden, daß sie sich niemals verwunden.

So munter und fröhlich die Wilden sind, und so gerne und unbesorgt sie der Ruhe pflegen, so anhaltender Geduld, und Anstrengung sind sie fähig, auf der Jagd, bey der Fischerey, im Kriege, und überall, wo es die Noth erfordert. In der Verlegenheit wissen sie sich mit bewundernswürdigem Scharfsinn zu helfen. Ihre Sinne sind durch Uebung auf einen hohen Grad vervollkommt. Sie hören in einer unbegreiflichen Ferne. Sie finden durch unwegsame Waldungen in einer Strecke von mehrern Tagreisen immer den geradesten Weg, und wissen, wenn auch die Sonne unter Wolken verhüllt ist, oder in den dunkelsten Nächten, in welchen kein Stern zu erblicken ist, sich immer zurück zu finden. Auf dem Grase, auf den am Boden liegenden Blättern, wo das Aug des Ungewohnten nicht das Mindeste erblickt, wissen sie die Tritte der Menschen, die Fährten der Thiere zu erkennen. Welchen Vortheil ihnen das im Krieg, und auf der Jagd bringen muß, läßt sich leicht be-

greifen. Die Feinheit ihres Gesichtes geht so weit, daß sie aus den Tritten irgend eines Menschen nicht selten zu beurtheilen wissen, zu welchem Stamme der Vorübergegangene gehöre. Die Wohnungen der verschiedenen Stämme sind alle auf gleiche Art gebaut, und der Ungewohnte findet keinen Unterschied, der Wilde aber, wenn er auf seiner Wanderung nur einen etwa zurückgelassenen Pfahl einer Wohnung erblickt, erkennt sogleich, welchem Stamme diese Wohnung angehörte.

Die Vortheile, welche die Wilden aus dieser Feinheit ihrer Sinne ziehen, machen daher, daß sie nur körperliche Ausbildung hoch schätzen, für Geistesbildung, und Kunst aber keinen Sinn haben. Wenn sie Kunstwerke erblicken, so würdigen sie dieselben kaum einiger Aufmerksamkeit, wenn man ihnen aber von einem Menschen erzählt, welcher außerordentliche Kraft besitzt, mit unerschrocknem Muthe den größten Gefahren trotzt, standhaft die größten Beschwerden erträgt, u. s. w. einen solchen Menschen preisen sie hoch. Ihre Augen glänzen, und man liest in jedem ihrer Züge den geheimen Wunsch, an seiner Stelle zu seyn. Sie haben daher auch wenige geistige Kenntnisse. Von der Himmelskunde kennen sie nichts, als den Abendstern, welcher ihnen auf ihren Wanderungen zur Leitung dient. Von der Erdkunde haben sie nur schwache Begriffe, entwerfen indessen auf Birkenrinden, besonders in Kriegen von dem Gebiet ihrer Feinde, rohe aber richtige Zeichnungen, welche von ihren Fähigkeiten zeugen. Die Jahre theilen sie nach den Jahreszeiten ein, doch zählen einige Stämme nach Mondsmonaten, und wissen

das Fehlende meisterhaft durch einen eingeschobenen Monat, welchen sie den Monat des verlornen Mondes nennen, zu ersetzen. Die Monate benennen sie sehr charakteristisch, entweder nach den gewöhnlichen Ereignissen in der Natur, oder nach den in denselben vorzunehmenden Beschäftigungen. Der Monat Merz, der erste ihres Jahres, heißt der Würmermonat, weil in demselben die Würmer ihren Winterschlaf verlassen; der April der Pflanzenmonat; der May der Blumenmonat; der Juny der heisse Monat; der July der Monat der Dammhirsche; der August der Monat der Störe, einer Art Seefische; der September der Kornmonat; der Oktober der Reisemonat, weil sie in diesem Monat ihre Jagdwanderungen beginnen; der November der Monat der Biber, weil in diesem Monat diese Thiere ihre Wohnungen beziehen, um den Wintervorrath zu verzehren; der Dezember der Jagdmonat, und der Hornung der Schneemonat.

Die Jagd ist die Lieblingsbeschäftigung der Wilden, und es ist unglaublich, zu welcher Fertigkeit sie es darin gebracht haben. Ein geschickter Jäger wird unter ihnen hoch geehrt, und nur der tapfere Krieger wird ihm vorgezogen. Auf der Jagd vergißt der Wilde seinen Hang zur Ruhe, und wird thätig, ausharrend und unermüdet. Die feine Ausbildung der Sinne und der körperlichen Kräfte kömmt den Wilden auf ihren Jagden treflich zu statten, und es ist bewunderungswürdig, mit welchem Scharfsinn sie alle Umstände zu benutzen wissen. Die grossen Waldungen, und die Flüsse liefern ihnen eine Menge Thiere, deren einige ihnen des Fleisches wegen wichtig sind, andere aber die köstlichsten Pelzwerke, den Gegenstand

ihres Handels mit den Europäern, liefern. Wenige Thiere, auf welche sie Jagd machen, entkommen ihrer Geschicklichkeit. Manchmal zertheilen sie sich, und gehen einzeln; sehr oft, besonders wenn es grössere Thiere, als Elendthiere, Hirschen, Büffelochsen, Bären, u. d. gl. gilt, ziehen sie Haufenweise gegen sie zu Felde. Ihre Waffen sind Pfeile, und Wurfspieße, viele der Völker indessen, welche den Weissen nahe wohnen, haben Feuergewehre, und wissen sich derselben sehr gut zu bedienen. Die Bären schließen sie gewöhnlich in einen großen Kreis ein, und rücken ihnen immer näher, so daß sie endlich ihren Pfeilen und Kugeln nicht entgehen können. Um die Büffelochsen und Elendthiere zu erlegen zünden sie oft das überall dicht stehende Gras an, stellen sich da wo das Feuer und der Rauch des Windes wegen den Zug hinnimmt, vor, und erwarten da die Thiere, welche dem Feuer entrinnen wollen, und einem gewissern Tode entgegen gehen. An Flüssen begeben sich die besten Schützen auf Kähne, ihre Gefährten schliessen eine Fläche Landes in einen Halbkreis ein, und treiben die Thiere vor sich her dem Flusse zu, und den Jägern in die Hände. Die Biber, Fischotter, Marder, u. d. gl. werden häufig in Fallen und Schlingen gefangen, doch haben die Wilden noch eine andere Weise, die Biber, deren Pelzwerk besonders kostbar ist, zu erlegen. Diese Thiere leben bekanntlich in Gesellschaft. Sie bauen an Flüssen Wohnungen, welche Dörfern gleichen, und in Hinsicht ihrer Festigkeit, und ihrer innern Einrichtung wegen, Menschenhänden Ehre machen würden. Dahin ziehen sich die Biber, so bald der Winter streng zu werden an-

fängt, um die dort schon aufgehäuften Wintervorräthe zu verzehren. Die Jäger nähern sich mit grosser Vorsicht, allein die Wachen, welche diese Thiere regelmäßig ausstellen, gewahren sie gewöhnlich bald. Sie benachrichtigen die übrigen von der Gefahr durch ein gewisses Geschrey, oder dadurch, daß sie das Wasser mit ihren breiten Schwänzen schlagen, welches Geräusch von fern gehört wird. Die ganze Bibergemeinde stürzt sich nun in den Fluß, und dahin, wo er am tiefsten ist, da aber die Jäger diese Plätze zum voraus schon mit starken Netzen umstellt haben, so werden viele dieser Thiere darin gefangen. Es wird indessen die größte Behendigkeit erfodert, weil die Biber mit ihren Schneidezähnen bald die stärksten Netze zertrümmern, und dann entwischen. Wenn die Flüsse dicht zugefroren sind, so hauen die Jäger manchmal in grosser Entfernung von der Bibercolonie grosse Löcher in das Eis. Die Thiere kommen dann oft unter dem Eise dahin, um Athem zu holen, und werden von den Jägern, welche sie dort erwarten, mit Keulen todt geschlagen. Sehr oft sind die Jagden mit grossen Gefahren verknüpft, in welchen die Wilden viele Geistesgegenwart, und den größten Muth zu Tage legen. In der Vertheilung des erlegten Wildes wird die strengste Billigkeit beobachtet. Jeder erhält gewissenhaft den ihm gebührenden Antheil. Niemals entsteht darüber der geringste Streit, gewiß der schönste Beweis, daß diese Wilden Gefühl für Recht und Billigkeit haben.

Den Jagden gehen immer grosse Vorbereitungen und Feyerlichkeiten voran. Sie werden nicht auf Gerathewohl unternommen, sondern jedesmal reif über-

legt, und im allgemeinen Rathe beschlossen. Damit man dieses verstehe, wird es nothwendig seyn, einiges über die Regierungsform der Wilden, wenn man die Art ihres gesellschaftlichen Verbandes so nennen darf, zu sagen. Man kann nicht sagen, daß es bey den wilden Stämmen eigentliche Herrscher, und Unterthanen gebe. Eben so wenig kennen sie Gesetze im eigentlichen Sinne des Worts. Jedes Mitglied der Gesellschaft hat gleiche Rechte, gleiche Ansprüche, und freyen Willen. Daher mag auch wohl ihre grosse Anhänglichkeit an das Beste der Gesellschaft kommen. Sie wählen zwar Vorsteher, welchen es obliegt, die allgemeinen Angelegenheiten zu besorgen, und im Krieg sie anzuführen. Diese zwey Aemter sind selten in derselben Person vereinigt. Unter den Kriegern wählen sie den klügsten, und tapfersten zu ihrem Anführer im Kriege, und folgen im Vertrauen auf seine Verdienste seiner Anführung willig. Unter den Weisesten im Volke, gewöhnlich unter den Greisen wird der bürgerliche Vorsteher gewählt, doch ist diese Stelle bey einigen Stämmen erblich, und zwar mit der Eigenheit, daß sie vorzugsweise auf die Nachkommen von weiblicher Seite forterbt. Der Vorsteher hat nicht das Recht, Gesetze zu geben, noch die Gewalt die Glieder der Gesellschaft zu Ausübung des Beschlossenen zu zwingen. Jeder hat freyen Willen dem Beschluß beyzutreten, oder nicht. Der Chef trägt blos vor, und setzt seine Gründe auseinander. Er erklärt, daß er diese oder jene Maasregel für gerathen halte, und sein Vorschlag wird immer mit Bereitwilligkeit aufgenommen, mit Pünktlichkeit ausgeführt, und es ist ein sehr seltner Fall, daß Jemand

widerstrebe. Mir scheint, diese Erscheinung liefere dem Denker ernsten Stoff zu Betrachtungen. Wir haben in unsern Verfassungen Gesetzgebende Körper, Strafgesetze gegen die Uebertreter der gefaßten Beschlüsse, und die Untergebenen können oft nur durch Gewalt zum Gehorsam gebracht werden. Sollte nicht der Schluß richtig seyn, daß durch Zwang Starrsinn, und durch Freyheit, sollte es auch nur der Schein derselben seyn, Folgsamkeit bey den Menschen erregt werde? Die jungen Leute, das ist solche, welche noch nicht durch thätige Theilnahme an den Beschäftigungen der Gesellschaft, Jagd, Fischerey und Krieg, sich das Recht erworben haben, den Männern beygezählt zu werden, wohnen den Berathschlagungen bey, aber ohne eine Stimme dazu zu geben, doch äussern sie oft durch freudigen Zuruf ihren Beyfall, und gewinnen auf solche Weise, Liebe, Anhänglichkeit und Interesse an der Gesellschaft.

Wenn die zur Jagd oder Fischerey günstige Jahreszeit herankömmt, so versammelt der Anführer die Männer zur Berathschlagung. Er trägt ihnen seine Meynung vor, über den Weg, welchen sie einschlagen 2c. Jeder, welcher dem Zuge nicht beywohnen will, hat volle Freyheit zu Hause zu bleiben, erhält aber dann keinen Antheil an der Beute. Der Tag des Ausmarsches wird nun festgesetzt, und die Jäger bereiten sich zu ihrer grossen Unternehmung durch eine strenge Fasten vor. Ihre Enthaltsamkeit während derselben ist so groß, daß sie nicht einmal Wasser genießen, und doch befleißen sie sich, immer heiter und munter zu scheinen, um dadurch ihre männliche Standhaftigkeit zu beweisen. Sie fasten, weil sie den Glau-

den haben, daß dadurch der Einfluß der bösen Geister entfernt würde, und der grosse Geist ihnen während ihrer Enthaltsamkeit nützliche Träume zuschicken werde. Nach beendigter Fasten reinigt sich jeder Jäger durch ein Bad, und begibt sich dann an den bestimmten Sammelplatz. Der Anführer hat indessen ein Fest bereitet, an welchem alle Theil nehmen, aber doch, ungeachtet des langen Fastens, nur mäßig geniessen. Das Hauptgericht bey diesen Festen besteht in Hundefleisch, und es ist bemerkenswerth, daß wir den nemlichen Gebrauch bey mehrern Völkern Asiens finden. Der Anführer ermuntert nun seine Jäger durch Erzählung merkwürdiger Jagdgeschichten, und der Zug setzt sich in Bewegung, nachdem sich vorher alle Theilnehmer mit schwarz, welches die Farbe der Jäger ist, den Körper bemahlt haben.

Bisher haben wir nur mit lieblichen Farben gezeichnet, allein, um der Wahrheit getreu zu bleiben, müssen wir nun auch die Schattenseite des Charakters der Wilden aufstellen. Hier finden wir Unversöhnlichkeit, Rachsucht, und im Krieg eine unbegränzte Grausamkeit. So offen der Wilde gegen seine Freunde ist, so listig, verschlagen, und mistrauisch ist er gegen die, welche er haßt, oder fürchtet. Der Wilde vergißt niemals eine Beleidigung, und rächt sich, sollte es auch nach Jahren seyn, in dem Blute seines Feindes. An persönlichen Beleidigungen nimmt die ganze Gesellschaft keinen Antheil, sondern der Beleidigte, oder wohl auch seine Familie übernimmt die Rache. In solchen Fällen ist dem Racheschnaubenden kein Opfer zu groß, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Er verschließt sein Gefühl mit Beyspiel-

loser Verstellung in seinem Busen, bis er den günstigen Augenblick findet, über sein Opfer herzufallen. Es gab schon Fälle, daß der Beleidigte durch Wälder und Wüsteneyen, über Gebirge und durch Moräste, einen Marsch von vielen Tagereisen unternahm, und sich auf denselben hundert Gefahren, dem Hunger und Durst, aussetzte, um seinen Feind aufzusuchen. Monate und Jahre verweilte er im fremden Lande, bis er seinen Feind traf, und dann bespritzt mit dem Blute desselben zu den Seinigen zurückkehrte.

Die Kriege der Wilden entstehen, nur im verjüngten Maaßstabe, aus den nemlichen Gründen, als die unsrigen. Bald ergreifen sie die Waffen, um sich das Recht zu erkämpfen, in einem Bezirke jagen und fischen, oder in ihren Zügen über das Gebiet eines fremden Stammes gehen zu dürfen; bald, um das eigne Gebiet gegen die Anfälle und Ansprüche der Fremden zu schützen. Man sieht, daß es da Eroberungs- und Vertheidigungskriege gibt, wie bey uns, mit dem Unterschiede nur, daß bey den gebildeten Völkern öfter das Interesse, welches Politik heißt, im Spiele ist, als bey jenen. Ein Volk zu demüthigen, um auf seinen Sturz eigne Grösse zu bauen; einem Nachbarn bedeutende Handelszweige zu entreissen, um sich dieselben zuzueignen; eine benachbarte Macht in ihren Gränzen so einzuschliessen, daß sie in vielen Stücken abhängig, und zinsbar wird, dieses und dergleichen sind sehr oft die Beweggründe unserer Kriege, bey den Wilden öfter Rachesucht, und beleidigte Nationalehre. Man darf behaupten, daß bey den gebildeten Völkern jener Gemeingeist nicht zu finden ist, welcher die Wilden beseelt. In ihren

Be-

Berathungen, in welchen über Frieden und Krieg beschlossen wird, so wie in den Handlungen der Krieger, wird niemals persönliches Interesse über das Beste der Gesellschaft das Uebergewicht erhalten. Rache wegen erlittenen Beleidigungen, die Ehre des Stammes, dieses sind die großen Hebel, welche alles in Bewegung setzen, die Quelle, aus welchen die Tugenden und Laster dieser Völker fließen.

Wenn von einem Nationalkriege die Rede ist, — um Streitigkeiten der Einzelnen bekümmert sich der Stamm nichts, — so wird eine allgemeine Versammlung gehalten, bey welcher nicht nur die Männer, sondern der ganze Stamm, die Weiber nicht ausgeschlossen, erscheinen. Die Gründe für und wider werden vorgelegt, und die Männer entscheiden, doch werden auch oft die Weiber um ihre Meynung befragt. So bald der Krieg beschlossen ist, so bereiten sich die Krieger dazu unter bestimmten Feyerlichkeiten vor. Sie fasten mehrere Tage, und der Anführer trennt sich von allen, um den Träumen, welche der große Geist ihm zuschicken wird, abzuwarten. Wenn die festgesetzte Zeit verflossen ist, erscheint der Anführer in der Mitte der versammelten Krieger. Er erklärt ihnen mit Feierlichkeit, daß er von dem großen Geist begeistert wurde, und legt den Plan der Unternehmung vor. Ich habe beschlossen, ruft er aus, den Weg der Verwüstung zu betreten. Wir wollen das Fleisch unserer Feinde verzehren, und ihr Blut trinken. Wir wollen Gefangene machen, und den Erschlagenen die Kopfhaut abziehen. Sollten wir auch in dieser Unternehmung fallen, so werden wir doch nicht in Staub erniedrigt werden. Diesen Kranz,

fährt er fort, indem er einen Kranz vor sich hin auf die Erde legt, soll die Belohnung desjenigen seyn, welcher die Todten begraben will. Nach einer tiefen Stille in der Versammlung tritt endlich einer der erprobtesten Krieger vor, um den Kranz zu nehmen. Von diesem Augenblicke an ist er der zweyte im Heere, im eigentlichen Sinne, der Beystand, der Adjutant des Anführers. Dieser wendet sich nun an den grossen Geist, und ruft ihn um seinen Beistand an. Alle Krieger folgen seinem Beispiele, und bemahlen sich nun den Körper mit fürchterlichen Figuren, welche dem Feinde Furcht einjagen sollen. Die Priester, welche, wie wir oben sagten, auch Aerzte sind, theilen Kräuter und Wurzeln aus, welche das Blut stillen, und Wunden heilen sollen.

Von diesem Augenblicke an, bis zur Stunde des Ausmarsches, werden noch die nöthigen Vorbereitungen gemacht, und die Waffen geschärft, und ausgebessert. Diese bestehen gewöhnlich in Keulen, Pfeilen, Wurfspießen, und Dolchen, oder langen Messern. Die Kriegserklärung geschieht durch einen Sclaven, welcher dem Stamme, der bekriegt werden soll, eine roth bemahlte Axt überbringt. Obwohl diese Bothschaft immer mit Lebensgefahr verknüpft ist, indem die erzürnten Feinde den Ueberbringer des Kriegszeichens nicht selten unter den gräßlichsten Martern ermorden, so bringt er sie doch immer richtig, und ohne Zagen, an Ort und Stelle. Vor dem Ausmarsch der Krieger wird der Kriegestanz, von welchem wir schon sprachen, gehalten, und ein Fest gefeiert, zu welchem jeder Krieger etwas beiträgt. Hundefleisch ist, wie bey allen grossen Feierlichkeiten, die vorzüg-

lichste Speise. Der Anführer, obgleich erschöpft von dem vorgegangenen Fasten, darf bey dem Mahle nichts geniessen. Er raucht ruhig seine Pfeife, und erzählt die Heldenthaten der Vorfahren.

Auf seinen Zügen beladet sich der Wilde weder mit vielem Gepäcke, noch mit Vorräthen. Ausser seinen Waffen trägt er eine Matte, auf welcher er des Nachts schläft, und das ist alles. Auf dem Marsche, obwohl er oft viele Tage dauert, leben die Krieger blos von der Jagd. Sie zerstreuen sich in den ungeheuren Wäldern, und wissen sich zur bestimmten Stunde richtig wieder auf dem Sammelplatze einzufinden. So lange sie unter Weges sind, leben sie sorglos und ohne alle Vorsicht. Sie stellen nicht einmal Wachen aus, indem sie sich unter dem Schutze des grossen Geistes ganz sicher glauben. Sobald sie indessen das feindliche Gebiet betreten, sind sie um desto vorsichtiger. Es darf kein Feuer gemacht werden, und sie sprechen unter sich nur durch Zeichen. So bald sie im Angesichte des Feindes angekommen sind, so wird Halt gemacht, denn sie halten nichts auf einen offnen Angriff. Den Feind zu überraschen, und in der ersten Bestürzung niederzumetzeln, darin besteht bey ihnen die wahre Kunst des Krieges. Sie verbergen sich daher sorgfältig, nähern sich bey Tagesanbruch kriechend dem feindlichen Lager, und brechen, wenn sie auf Schußweite gekommen sind, unter fürchterlichem Geheul plötzlich hervor. Sobald die Pfeile abgeschossen sind, greifen sie zu der Keule, und erschlagen, wenn ihnen die Ueberraschung geglückt ist, oft eine Menge Feinde, ehe diese nur ganz aus dem Schlafe aufgewacht sind.

So bald der Sieg ganz entschieden ist, fliehen die Ueberwundenen, und die Sieger suchen nun so viele Gefangene, als möglich, zu machen. Den Erschlagenen, und den hart Verwundeten, werden nun die Kopfhäute als Siegeszeichen abgezogen, und sogleich der Rückmarsch angetreten, weil sich die Wilden sehr vor dem Verfolgen fürchten. Sie wenden daher auf ihrem Rückwege alle Vorsicht an, um nicht eingeholt zu werden. Sie stellen in großer Ferne Wachen aus, und wenn sie Nachricht erhalten, daß die Feinde nacheilen, so erschlagen sie die Gefangenen, nehmen die Kopfhaut derselben, und zertheilen sich, um einzeln sich durchzuschleichen. Die Gefangenen werden auf dem Rückmarsche geknebelt mitgeführt, und des Nachts, damit sie ja nicht entrinnen können, auf dem Boden liegend, um den Hals, den Leib, und die Füße fest gebunden.

Wenn sich die Sieger mit ihren Gefangenen ihrem Wohnorte nähern, so verkünden sie ihre Ankunft durch ein großes Geschrey. Die Hinterlassenen wissen aus den verschiedenen Tönen sogleich zu unterscheiden, wie viel der Ihrigen geblieben sind, wie viel Gefangene eingebracht werden, und beantworten das Geschrey nach den Umständen, entweder fröhlich oder traurig. Greise, Weiber und Kinder eilen nun den Kommenden entgegen. Sie sind alle mit Knitteln bewaffnet, und stellen sich bey dem Anblick der Ihrigen in zwey Reihen auf, durch welche die Krieger ziehen, und mit Freudengeschrey werden diese, die armen Gefangenen aber mit Schlägen, und so grausamen Mißhandlungen empfangen, daß viele derselben schon halb todt an dem zu ihrer Ermordung be-

stimmten Platze ankommen. Hier werden sie getheilt. Männer und vorzüglich jene, deren Narben Beweise ihrer Tapferkeit liefern, werden sogleich zum Tode, Schwächlinge aber, Kinder und Weiber an den Ort der Gnade abgeführt. Jeder zum Tod Verurtheilte wird an einen Pfahl gebunden, und bey langsamem Feuer, und unter fürchterlichen Mißhandlungen, gebraten. Die Gefangenen stimmen dann mit festem Muthe ihren Todesgesang an, erzählen ihre Thaten, sprechen ihren Quälern Hohn, und sind oft so glücklich, diese dadurch so aufzubringen, daß sie ihnen bald den Todesstoß geben, und dadurch ihre Qualen abkürzen. Die Wilden behaupten, daß diese Grausamkeit gegen die Gefangenen nothwendig sey, um dadurch den Muth der jungen, heranwachsenden Krieger, welche allemal Zuschauer dabey sind, zu entflammen, und den Nationalhaß zwischen den Völkern zu erhalten, daher auch die Feindschaft zwischen Völkern, welche sich einmal bekriegt haben, lang, fast ewig dauert. Der Unterliegende muß freilich Friede machen, allein bey der nächsten Gelegenheit, und sobald er wieder Kräfte gesammelt hat, ergreift er die Waffen wieder, um seinem Feinde Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Europäer versuchten es, die Grausamkeit der wilden Stämme gegen die Gefangenen durch die Vorstellung zu mildern, daß sie dieselben mit Vortheil als Sclaven verkaufen können, aber ohne großen Erfolg. Wenn sie ja Gefangene an die Weißen verkaufen, so sind das nur Schwächlinge, oder Weiber und Kinder. Erprobte Krieger, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, müssen sterben. Diese Vorurtheile sind bey diesen Völkern auch so ein-

gewurzelt, daß wenn es einem Gefangenen glücken sollte, seinen Peinigern zu entwischen, und zu den Seinigen zurückzukehren, er von seinem eignen Stamme nicht wieder aufgenommen würde.

Jene Gefangene, welche vom Feuertode verschont bleiben, sind zur Sclaverey bestimmt. Manche trifft indessen ein besseres Loos, denn sie werden an Kindesstatt angenommen, und auch so behandelt. Sobald die Hinrichtung der gefangenen Krieger vorüber ist, so geschieht die Vertheilung der übrigen Gefangenen. Wer von dem Stamme in dem Feldzuge einen Verwandten verlor, dem wird von den Gefangenen einer an dessen Stelle gegeben. Sie treten als Glieder in die Familie ein. Bemerkenswerth ist, daß diese neuen Ankömmlinge von der Stunde ihrer Aufnahme an so den Gemeingeist annehmen, daß sie bey Gelegenheit die Waffen gegen ihren vorigen Stamm mit eben so viel Erbitterung führen, als wenn sie ihn zuvor niemals gekannt hätten. Kinder und Weiber werden als Sclaven vertheilt, und als solche behandelt. Jene Stämme, welche in einiger Verbindung mit den Weissen stehen, pflegen jetzt wohl diese Gefangene an sie zu verkaufen, und dagegen Feuergewehre, Pulver und Bley, vorzüglich gern aber Branntwein einzutauschen. Die sonst so mäßigen Wilden haben jetzt einen ausserordentlichen Hang zu starken Getränken, und welche traurige Folgen dieses bey Menschen haben müsse, welche ohnedem so sehr zu Haß und Feindschaft geneigt sind, läßt sich denken.

Die Feindschaften, und folglich die Kriege, dauern, wie wir schon sagten, oft Jahrhunderte durch. Der Schwächere, wenn er ganz erschöpft ist, sucht

freylich Frieden, allein er bricht ihn wieder, sobald er Kraft dazu fühlt. Diese Völker tragen grosse Sorge, bey Friedensunterhandlungen ihre Schwäche niemals durchblicken zu lassen. Es gibt Unterhändler, welche die Einleitung des Geschäfts unternehmen, und erst dann, wenn sich der andere feindliche Stamm geneigt zum unterhandeln zeigt, erscheinen die eigentlichen Gesandten. Sie tragen die Friedenspfeife vor sich her, welche bey allen wilden Völkern in solcher Ehrfurcht steht, daß noch nie der Fall eintrat, daß ein Mensch, welcher mit derselben auch vor seinen ärgsten Feinden sich zeigte, beleidigt oder beschädigt worden wäre. Diese Menschen glauben, daß der grosse Geist die Entweihung dieses Friedenszeichens bitter bestrafen würde. Die Friedenspfeife wird auch bey andern grossen Feyerlichkeiten, bey allgemeinen Versammlungen, wenn angesehene Fremde zum Besuch kommen, u. s. w. geraucht. Sie besteht in einem aus Thon, Stein oder Marmor zierlich geschnitzten, ungeheuren Kopf, welcher mit einem einige Fuß langen Rohr versehen ist. Jeder Stamm hat seine eigne Art, den Kopf und das Rohr zu verzieren, und die Wilden wissen bey dem ersten Anblick diese fast unmerklichen Abweichungen zu unterscheiden.

Wenn nun die Friedensgesandten dem feindlichen Stamme sich nähern, stimmen sie einen feierlichen Gesang an. Sobald dieser vernommen wird, strömt ihnen alles Volk entgegen. Man nimmt sie friedlich auf, weist ihnen eine Wohnung an, und versieht sie mit Erfrischungen und allem Nöthigen. Die Versammlung, bey welcher Männer, Weiber und Kinder erscheinen, wird sogleich zusammen berufen, und

die Abgesandten dahin abgeholt. Sie tragen ihre Anträge vor, und hören nun die Bedingnisse, welche man an sie macht. Die ganze Verhandlung geschieht mit Anstand, und in der größten Ruhe. Sobald man übereingekommen ist, wird die Friedenspfeife angezündet. Dieses Geschäft kömmt dem Adjutanten zu, dem nemlichen Krieger, welcher, wie wir oben sagten, bey der Kriegserklärung den von dem Anführer hingelegten Kranz aufnahm. Er füllt ihn mit Taback, welcher mit gewissen Kräutern vermischt wird, ergreift von dem in der Mitte der Versammlung brennenden Feuer eine Kohle, und legt sie auf den Taback, bis dieser im Brande ist. Nun hebt er die brennende Pfeife zum Himmel, zur Ehre des großen Geistes, wendet sie zur Erde, um den Einfluß der bösen Geister zu verscheuchen, und endlich in horizontaler Richtung, um die guten Geister der Luft, der Erde und des Wassers zu begrüßen. Er reicht nun die Pfeife dem Anführer hin, welcher, doch ohne sie anders als mit den Lippen zu berühren, drey Züge thut, und den Rauch erst zum Himmel, dann zur Erde bläst. Nun wird die Pfeife den Gesandten, den Fremden, wenn welche vorhanden sind, und dann den Kriegern gereicht.

Sobald auf solche Weise der Friede bestätigt ist, wird die roth bemahlte Kriegesaxt tief in die Erde eingegraben, und aus Muscheln zusammengesetzte Kränze ausgewechselt, deren verschiedene Bildung und Zusammensetzung die Bedingnisse des Friedens anzeigen. Die Wilden haben in diesem Stücke ein vortreffliches Gedächtniß. Diese Kränze vertreten bey ihnen die Stelle der Geschichtbücher, und sie wissen daraus zu

bestimmen, was seit einer langen Reihe von Jahren geschah, oder verhandelt wurde. Die Feierlichkeit wird mit einem Gastmal, und mit dem Friedenstanz beschlossen.

Die Leser haben nun in gedrängter Darstellung die gute und schlimme Seite des Charakters der im nördlichen Amerika noch wohnenden wilden Völker kennen gelernt. So viel ist indessen gewiß, daß die entferntesten Völker die reinsten Sitten, und die wenigsten Laster haben. Je mehr sie in Berührung mit gebildeten Nationen kamen, desto schlimmer wurden sie. Sie haben fremde Laster angenommen, ohne die Tugenden der Bildung anzunehmen. Es wird den Lesern vielleicht angenehm seyn, noch einige Eigenheiten dieser wilden Völker kennen zu lernen.

Die Wilden, wenigst die entferntesten, haben keinen Begriff von dem Werthe des Geldes. Die Stämme, welche des Pelzhandels wegen in öftere Berührung mit den Weißen kommen, mögen indessen schon einigen Werth darauf setzen, obwohl ihr Handel größtentheils Tauschhandel ist, und dazu keine klingende Münze erfodert wird. Jene entferntern Wilden sehen gar wohl ein, wenn man ihnen eine Beschreibung des Werthes unseres Geldes macht, daß dieses eine Quelle von Betrug, Diebstahl, Mord und unsäglichen andern Uebeln seyn muß. Sie können nicht begreifen, wie einzelne Menschen so viel Geld aufhäufen, oder eine Ehre darin suchen können, viel zu besitzen, noch wie es als Verbrechen bestraft werden könne, einem andern einen Theil seines Geldes mit List, oder durch Gewalt zu entreißen.

Die Eifersucht ist den Wilden unbekannt, und sie spotten darüber, wenn man ihnen erzählt, daß sie bey gebildeten Völkern die Quelle vieler Leiden und grosser Uebel wird. Die Mädchen der Wilden leben ziemlich ungebunden, und ein Fehltritt, wenn er auch Folgen hat, wird ihnen nicht zur Schande gerechnet, von Untreue der Weiber hört man aber nichts. Die Art, um ein Mädchen zu werben, ist bey den Stämmen verschieden. Bey einigen kauft der Liebhaber sein Mädchen von den Eltern, bey andern bringt das Mädchen eine Mitgabe in die Ehe. Bey einigen Stämmen herrscht der patriarchalische Gebrauch, um sein Mädchen bey den Eltern desselben einige Zeit zu dienen. Der Bräutigam wird diese Zeit über schon als ein Glied der Familie betrachtet. Er begleitet den Vater auf die Jagd und zur Fischerei. Nach überstandener Probezeit führt er dann seine Braut heim, oder sie wird ihm, wenn er nicht bestanden hat, verweigert. Die Hochzeitfeierlichkeiten sind ebenfalls verschieden. Gewöhnlich empfangen die Männer und Krieger die Brautleute in einer doppelten Reihe. Diese gehen hindurch, und zu dem Anführer, welcher an dem Ende der Reihe steht, und sie fragt, ob sie entschlossen sind, zusammen zu leben. Nach geschehener Bejahung dieser Frage schießen alle Männer ihre Pfeile über die Köpfe der Brautleute weg. Der junge Mann bückt sich, die Braut steigt ihm auf den Rücken, und er trägt sie unter dem Jubelgeschrey aller Zuschauer in seine Wohnung. Ein Gastmahl und der hochzeitliche Tanz beschließen das Fest. Die beiden Ende eines dünnen Stabs werden abgebrochen, und das eine dem Mann, das andere der jungen

Frau zur Verwahrung übergeben. Priester haben dabey nichts zu thun, als daß sie den Brautleuten gewisse Kräuter gegen Bezauberung einhändigen, und dann — tüchtig schmausen helfen.

Die Wilden lieben ihre Weiber, und ihre Kinder zärtlich, obwohl sie des Anstandes wegen, und um dem männlichen Ernst nicht zu nah zu treten, ihre Zärtlichkeit nicht öffentlich blicken lassen. Sie können so viele Weiber nehmen, als sie ernähren zu können glauben, und es geschieht manchmal, daß ein Mann mehrere Schwestern zugleich heurathet. Die Weiber, welches man bey Wilden nicht glauben sollte, und welches bey uns gewiß nicht der Fall wäre, leben in bester Eintracht zusammen. Die jüngern erweisen den ältern alle Ehrfurcht, doch haben Mütter allemal den Vorzug vor kinderlosen Weibern. Die Frauen der Wilden besorgen die Küche und das Hauswesen, und folgen wohl manchmal ihren Männern zur Jagd und Fischerey. Es ist ein äußerst seltner Fall, daß Eheleute sich trennen, doch geschieht dieses ohne grosse Weitläufigkeiten. Sobald der Mann und die Frau einverstanden sind, sich zu trennen, so berufen sie die nächsten Anverwandten, um in ihrer Gegenwart die beiden Ende eines Stabes, welche ihnen am Hochzeittage in Verwahrung gegeben wurden, zu verbrennen. Nun ist die Ehe getrennt, der gute Ruf der Eheleute erhält dadurch keinen Flecken, und beide Theile können sich wieder verheurathen. Die Kinder verbleiben bey getrennter Ehe allemal dem Vater, eine Trennung ist aber, wie schon bemerkt wurde, bey diesen Völkern, welche Untreue, Eifersucht, Eigennutz rc. nicht kennen, und bey wel-

chen es vermuthlich nicht so viele Frau Baasen, als bey uns gibt, die Vergnügen daran finden, den Hausfrieden zu stören, und einen kleinen Funken oft zum hellen Feuer anzublasen, ein seltner Fall.

Die wilden Völker, besonders jene, welche mit den Weißen in keine Berührung kommen, kennen nur wenige Krankheiten. Ihr thätiges Leben auf der Jagd und Fischerey, stählt ihre Gesundheit, und sie kennen alle die erkünstelten Bedürfnisse nicht, welche die Gesundheit civilisirter Völker mehr oder weniger entnerven. Viele Stämme haben indessen schon den Branntwein kennen gelernt, und der unmäßige Gebrauch desselben hat schon sehr nachtheiligen Einfluß auf sie gehabt. Auch die Pocken (Kinderblattern) richten manchmal große Verwüstungen bey ihnen an. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß, gleichwie diese Naturmenschen das Böse von uns lernen, auch das Gute bey ihnen bekannt werde, und durch das Impfen den Verwüstungen der Pocken Gränzen gezogen werden. Die bey den Wilden bekannte Krankheiten sind alle hitziger Art, welches wohl daher kommen mag, daß sie nach strengem Fasten oft unmäßig essen. Fieber findet man, besonders bey denen Völkern, welche nahe bey Morästen und Sümpfen wohnen, auch welche, und sie gebrauchen dagegen mit gutem Erfolg eine Art Schwitzbades. Es wird ein Loch in der Erde mit glühenden Steinen belegt, und der Kranke in einem wohl verschlossenen Zelt über dasselbe gebracht. Die Steine werden mit Wasser besprengt, und der aufsteigende Dampf verursacht einen heftigen Schweiß, wodurch der Leidende bald genest. Die Priester der Wilden, welche, wie schon gesagt

wurde, auch ihre Aerzte sind, haben gute Kenntniß nützlicher Pflanzen und Kräuter. Sie verstehen es, Wunden, ja selbst gefährliche Beinbrüche, in kurzer Zeit zu heilen.

Mögen die Leser nach dieser kurzen, aber treuen Beschreibung der wilden Stämme im nördlichen Amerika, entscheiden, ob diese Menschen zu bedauern, oder zu beneiden sind. Allerdings ist Kultur und Ausbildung des Geistes ein großes Gut, weil der Mensch nicht bloß Thier ist. Wenn wir aber bemerken, wie mit der Bildung auch neue Bedürfnisse erscheinen, wie neue Laster entstehen, und die alten verfeinert, und eben deßwegen gefährlicher werden; wie an die Stelle der Mäßigkeit Schwelgerey, der Geradheit Verstellung, der rohen aber reinen Sitten Sittenlosigkeit treten; wie häusliches Glück und eheliche Zufriedenheit verdrängt, und durch Ausschweifungen aller Art vergiftet werden; wie Neid, Geiz, Hochmuth, Verfolgungsgeist die Oberhand gewinnen; wie wahre Verdienste wenig, der Schein alles ist; wie Geld und Reichthum nur angesehen machen; wie List und Falschheit Feinheit, Verstellung und schmutziger Eigennutz Politik genennt werden; wie der Reiche prasset, den Armen verachtet, der Gesetze, ja aller menschlichen Gefühle nicht selten spottet; wie alle Mittel, sich Geld und Reichthum zu erwerben, willkommen sind, wenn es nur unter dem Schleier des Geheimnisses und der Heucheley geschehen kann; wie das Heiligste mißbraucht, von Vornehmen verlacht, von Niedern verunstaltet wird; wie.... Doch ich lasse es dem denkenden Leser über, sich nach seiner größern oder wenigern Menschenkenntniß die noch

übrigen wie hinzuzufügen, und frage nur, ob nicht sehr oft dem gefühlvollen Manne der Wunsch sich aufdringen wird: Ach wäre ich nur ein Wilder, und in den dichtesten Wäldern Amerika's !

Der Handel am schwarzen Meere, nebst einer kurzen Geschichte der Entstehung von Odessa, und über die Wichtigkeit dieses Platzes.

Seit mehrern hundert Jahren war der Handel am schwarzen Meere, welcher in den ältesten Zeiten so blühend war, fast auf nichts herabgesunken. Ein Beweis, daß der Handel in Ländern, welche unter unvernünftigem Drucke, und in der Sclaverey seufzen, nicht bestehen kann. Diese sonst so ergiebige Quelle des Wohlstandes versiegt, sobald man ihr Gewalt anthun will, und fließt nicht in Ländern, in welchen nicht vollkommene Sicherheit des Eigenthums, und eine vernünftige Freiheit herrscht. Diese durch die Erfahrung, und durch die Geschichte aller Zeiten, so oft bestättigte Wahrheit, sollte die Regierungen, welchen das Wohl ihrer Länder angelegen ist, vorsichtig machen, um nur billige und vernünftige Maasregeln zu ergreifen. Der Handel verträgt keine Gewalt; er nimmt eine andere Richtung, und es hält schwer, ja es ist fast unmöglich, ihn wieder zurückzuführen. Der Wohlstand der Nationen, so wie jedes Individuums liegt im Innern. Jeder kann ihn

finden, wenn er nur die rechten Mittel dazu ergreift. Von dem Augenblicke an, als das schwarze Meer mit seinen Umgebungen unter türkische Herrschaft fiel, veränderte sich die ganze Gestalt dieser sonst so blühenden Länder. Die Bevölkerung verminderte sich alle Jahre; der Ackerbau wurde vernachläßigt, Kriege verheerten die Provinzen, die mächtigen erpreßten von den seufzenden Untergebenen, was die Feinde noch übrig gelassen hatten, und Jammer und Elend wurde bald allgemein. An den Ufern des schwarzen Meeres fand man nur mehr umherirrende Horden, welche sich vom Raube nährten, und unter diesen Umständen floh der Handel davon.

In solcher Lage befanden sich diese Länder, als Rußlands Czaar, Peter I., seine Länder und Völker zu bilden anfieng. Er hatte die Wichtigkeit des Handels bey fremden Nationen zu gut erkannt, als daß er ihn in seinem Lande hätte vernachläßigen sollen. Er that alles, was ihm die Umstände erlaubten, um ihn zu gründen, zu beleben, und zu begünstigen, und hatte in dieser Absicht seine Blicke vorzüglich in diese Gegenden gewendet. Er begründete den Handel am baltischen Meere, und wollte auch am schwarzen Meere festen Fuß fassen, allein die Zeit dazu war noch nicht gekommen. Mit vieler Mühe konnte er Taganrock am Azovschen Meere behaupten, und es war seinen Nachfolgern vorbehalten, seine entworfenen, grossen Plane auszuführen. Rußland hatte seitdem durch mehrere glückliche Kriege sich auf dieser Seite ausgebreitet, und schon viele der Provinzen erobert, welche man jetzt füglich das neue Rußland nennen kann. Ehemals waren diese ungeheuren Provinzen öde und ver-

lassen. Horden von Tartarn irrten umher, und fanden kaum Futter genug für ihre Heerden. Nun veränderte sich alles. Das Land fieng an sich zu bevölkern, und in kurzer Zeit blühend zu werden. Endlich kam auch der Augenblick, auf die Gründung des Handels zu denken, und Catharina II., damals Rußlands Selbstherrscherin, wußte diesen Augenblick trefflich zu benutzen. Durch den Frieden von Kainardi, vom 21 July 1774, und den fernern Vertrag von 1779, erhielt Rußland die freye Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, und durch die Dardanellen. Es hatte noch keinen Hafen, um seinem Handel dahin Nachdruck, seinen Schiffen Sicherheit zu verschaffen, und Catharina ließ zu diesem Ende 1778 Cherson an dem Dnieper, einige Meilen über dieses Flusses Mündung in das Meer, anlegen, und erbauen. Sie ertheilte diesem Orte beträchtliche Freiheiten und Privilegien, und die Folge davon war, daß sich bald viele Fremde, und ein beträchtlicher Handel dahin zog. Der neue Hafen setzte sich mit Constantinopel, und den Inseln im Archipel, bald nachher mit Marseille, Triest und andern Handelsplätzen in Verbindung. Die Waaren aus dem Innern wurden auf dem Dnieper herbeigebracht, und die fremden Schiffe liefen in diesen Fluß ein, konnten aber verschiedener Hindernisse wegen nicht ganz bis Cherson kommen. Alle Schiffe, welche über sechs Fuß tief im Wasser giengen, mußten in dem Dorfe Glubau, welches einige Stunden entfernt lag, anhalten, und die Ladungen auf Booten hin und her gebracht werden. Zudem war der Fluß nur durch sieben Monate schiffbar, denn im Oktober fieng er schon zu frieren

an,

an, und blieb zugefroren bis in den März. Der Eisgang war dann oft sehr gefährlich. Die Schifffahrt aus dem Innern war noch beschwerlicher, denn wegen den vielen Wasserfällen in dem Dnieper mußten die Waaren öfters ausgeladen, und grosse Strecken zu Lande fortgebracht werden, welches die Versendungen langsam und kostspielig machte. Zudem war auch die Luft um Cherson feucht und ungesund. Die Regierung fühlte diese Unbequemlichkeiten nur zu sehr, allein es war ihnen nicht abzuhelfen, weil die damaligen Gränzen Rußlands es nicht erlaubten, einen andern schicklichern Ort zu wählen.

Der Handel wuchs indessen immer, und erlangte von Jahr zu Jahr mehr Ausdehnung und Festigkeit. Im Jahr 1783 schloß Rußland mit der Pforte einen Handelsvertrag, welcher für ersteres Land sehr vortheilhaft war, denn Oesterreich verlangte nun von der Pforte, daß seine Schiffe mit den russischen gleiche Rechte geniessen sollen, und erhielt auch wirklich durch einen am 24. Hornung 1784 geschlossenen Vertrag freye Schifffahrt auf dem schwarzen Meere. Schon ein Jahr früher, nemlich 1783 war die Krimm an Rußland abgetreten, und diese Abtretung von der Pforte bestättigt worden. Rußland kam dadurch in den Besitz des Handels von Caffa, welcher bald sehr lebhaft wurde. Mehr als 200 theils russische, theils österreichische Schiffe waren damit beschäftigt, und er gieng durch Galatz auf der Donau, und durch Cherson auf dem Dnieper, als plötzlich ein 1787 mit der Pforte ausgebrochener Krieg denselben auf einige Zeit lähmte. Es dauerte indessen nicht lange, denn durch zwischen der Pforte und Oesterreich am 27. July 1790

geschlossenen Frieden fieng dieser Handel schon wieder zu blühen an, und als bald darauf, nemlich 1792 auch mit Rußland Friede geschlossen wurde, erhielt er seine vorige Thätigkeit wieder, ja er wuchs an Umfang und Kräften ausserordentlich, denn Rußland rückte durch diesen Frieden seine Gränzen von dem Bug bis an den Dniester vor, und erhielt ein Jahr später durch die letzte Theilung Polens die für das schwarze Meer gelegensten Provinzen dieses Königreichs.

Jetzt war der Augenblick gekommen, daß die Regierung den Unbequemlichkeiten abhelfen konnte, welche Cherson seiner Lage wegen mit sich brachte. Es mußte ihr ohnedem daran gelegen seyn, den neu erlangten polnischen Provinzen einen bequemern Absatz für ihre Erzeugnisse zu verschaffen, da Cherson zu weit entfernt lag. Man suchte einen bequemen Ort für einen Hafen, und wählte dazu eine Bucht, welche fast gleich weit, nemlich bloß einige Meilen, von den Mündungen zweyer grossen Flüssen, des Dniepers und des Dniesters entfernt lag. Bisher war da bloß ein kleines tartarisches Fort, und ein Dorf gelegen, aber von jeher hatten die Schiffe, welche das schwarze Meer befuhren, in dieser Bucht Schutz gegen den Winter, und gegen Stürme gesucht. Die Luft um Odessa ist gesund, die Umgebungen freundlich, und das Land, obwohl jetzt öde und unbebaut, einer vollkommnen Kultur empfänglich.

Diesen Platz wählte die Regierung zur Gründung des neuen Hafens, und die Kaiserin war, man darf es behaupten, leidenschaftlich für den baldigen Flor dieses Platzes besorgt. Sie brachte die größten Opfer, sparte keine Kosten, und bewilligte ihrem

Schützling so viele Vorrechte, daß Fremde von allen Seiten dahin strömten, und der Handel bereits sehr zu blühen anfieng, als Catharinens im Jahr 1797 erfolgter Tod auf mehrere Jahre eine Stockung hervorbrachte. Ihr Nachfolger Paul mochte andere Ansichten haben, und überhaupt die Verhältnisse, und auch die politische Lage Rußlands von der Art seyn, daß sie dieser Unternehmung Hindernisse in Weg stellten, kurz — die Regierung that verschiedene Jahre nichts, und Odessa schien in Verfall zu gerathen. Sobald indessen Alexander zur Regierung kam, gewann alles wieder eine andere Gestalt. Er fühlte ganz die Wichtigkeit dieses Platzes, und schenkte ihm alle die väterliche Vorsorge, welcher er unter Catharinen seine Entstehung und Gedeihen zu verdanken hatte.

Der Zeitpunkt, in welchem Alexander den Thron bestieg, war aber auch für Odessas neues Aufblühen der geeignetste. Der Friede von Lüneville war so eben geschlossen. Rußland und England hatten ihren Zwist beigelegt, und die Handelsverhältnisse mit Frankreich wurden durch den Vertrag von Amiens am 8. Oktober 1801 wieder hergestellt. Bald nachher schloß Frankreich mit der Pforte Frieden, und die französischen Schiffe erhielten die nemlichen Freiheiten, als die anderen begünstigten Nationen, und folglich, so wie jene, freye Schiffahrt auf dem schwarzen Meer. Andere Nationen, die Engländer, Spanier, Neapolitaner, Preussen, Holländer, u. a. verlangten die nemlichen Rechte, und erhielten sie. Die Schiffahrt auf dem schwarzen Meere wurde nun das Eigenthum aller Nationen. Welchen Einfluß dieses auf das so vor-

theilhaft gelegene, und von seiner Regierung so begünstigte Odessa haben mußte, läßt sich denken. Die Regierung erneuerte, und vermehrte noch alle ehemaligen Vorrechte dieses Platzes. Es wurde eine Zurückerstattung von 25 o/o von allen Zollgebühren eingeführter sowohl, als ausgeführter Waaren bewilligt, und der Kaiser unterließ kein Mittel, welches dazu dienen konnte, den Handel zu begünstigen. Im Jahr 1803 ernannte er den Herzog von Richelieu, mit sehr ausgedehnten Vollmachten, zum Statthalter dieser Provinzen, einen Mann, welcher dem Zutrauen, welches der Kaiser in ihn setzte, vollkommen entsprach. In dem nemlichen Jahre befuhren neunhundert Schiffe das schwarze Meer, von welchen mehr als die Hälfte nach Odessa bestimmt waren. Ein grosser Theil derselben kam mit Ballast an, andere brachten Waaren aus Spanien, Frankreich, Italien, und der Levante. Alle luden Korn, das einzige, was damals Odessa in grosser Menge liefern konnte, weil wegen anderer Waaren seine Verbindungen mit dem Innern des Reichs noch nicht vollkommen im Gange waren. Das Korn kam aus Podolien, Volhinien, und andern nah gelegenen Provinzen zu Land, Cherson aber brachte seine Vorräthe auf dem Dnieper bis auf die Rhede von Odessa.

Den Zolltarifen von 1803 zu Folge wurde in diesem Jahr um mehr als 4,000,000 Rubel Getreid ausgeführt, und der größte Theil mit baarem Gelde bezahlt. Als in dem nemlichen Jahre ein neuer Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, schien der Handel von Odessa dadurch leiden zu müssen, doch dauerte dieses nicht lange, denn die Umstände, und

Europens Bedürfnisse gaben dem dortigen Handel bald neuen Schwung. Die Getreidevorräthe in Europa waren entweder aufgezehrt, oder gesperrt. In Italien wüthete der Krieg, in Egypten und auf den Küsten der Barbarey herrschten die größten Unruhen, und aus Ungarn durfte kein Korn bezogen werden, es blieb daher nichts übrig, als es von Odessa zu beziehen. Die Schiffe der neutralen Mächte kamen daher in Menge, und im Jahr 1804 wurden auf 450 Schiffen um mehr als 3,000,000 Rubel Getreid ausgeführt, welches theils mit baarem Gelde, theils mit Waaren bezahlt wurde. Das Getreid, besonders das, welches nach Spanien verführt wurde, brachte 80 o/o reinen Gewinn, und in der Folge stieg dasselbe noch immer im Preise. Im Jahr 1805 verluden 600 Schiffe beynahe für 6,000,000 Rubel Getreide, allein von diesem Augenblicke an wurden die Umstände für den Handel von Odessa immer ungünstiger. Den neutralen Schiffen wurden immer grössere Hindernisse in den Weg gelegt, und im folgenden Jahre 1806 kamen kaum 300 Schiffe zu Odessa an, doch entschädigte dafür der Handel nach der Levante, welcher weniger Schwierigkeiten unterworfen war. Zudem fieng, wie wir nachher auch geschichtlich darthun werden, Odessa selbst, besonders aber die umgebende Landschaft, an bevölkert zu werden, und fremde Waaren, besonders Levantische, fanden starken Absatz. Durch den zu Ende dieses Jahres ausgebrochenen Krieg zwischen Rußland und der Türkey wurde nun für Odessa aller Handel mit dem Auslande gesperrt. Die bald darauf erfolgte Besetzung der Moldau, und der Wallachey durch die russischen Truppen gab indessen

den Kaufleuten in Odessa Gelegenheit zu manchen einträglichen Unternehmungen. Sie hatten übrigens noch viele ausländische Waaren, welche sie gut absetzten, auf dem Lager, und kauften innländische Waaren, weil der Absatz fehlte, um wohlfeile Preise für künftige Zeiten ein.

Nach dem zu Tilsit geschlossenen Frieden folgte bald auch mit der Pforte ein Waffenstillstand, und noch in den letzten Monaten des Jahrs 1807, weil der Winter so gelind war, als kein Mensch sich dessen erinnern konnte, versendete Odessa vieles Getreid und andere Waaren nach Constantinopel, und erhielt dagegen andere Waaren. Man kann sich eine Vorstellung von der Lebhaftigkeit machen, welche in diesen drey letzten Monaten des Jahres herrschte, wenn man bedenkt, daß während derselben 100 Schiffe für 3 Millionen Rubel an Getreid, Unschlitt, Lichter, Caviar, und andern russischen Waaren ausführten. Das folgende Jahr 1808 war für den Handel auf dem schwarzen Meere, und vorzüglich für Odessa noch glänzender. Die lange Sperrung durch den Krieg hatte überall Mangel, und Bedürfnisse verursacht. Die Türkey konnte das Getreid, Butter, Talg ꝛc., welches sonst die Moldau und Wallachey dahin lieferten, von daher nicht beziehen. Aus Morea konnte, weil die Dardanellen blockirt waren, kein Korn anlangen. Egypten war in jenen Zeiten ganz abgeschnitten, Natolien und andere Provinzen im Aufstande. Diese und noch andere Umstände machten, daß Konstantinopel, Smyrna, und andere grosse Plätze der Levante bloß auf das schwarze Meer eingeschränkt waren. Sie bezogen alle ihre Bedürfnisse aus den rus=

sischen Häfen, und Odessa allein lieferte in diesem Jahre auf 400 Schiffen für 6 Mill. Rubel Getreid, und andere russische Produkte. Dagegen wurde von eben diesen Schiffen für eine gleiche Summe Waaren aus der Levante, und für 10 Mill. Rubel Transito-Güter eingeführt. Während der Handel in diesen unglückschwangern Zeiten in so vielen sonst blühenden Plätzen schmachtete, öffnete sich für Odessa ein einträglicher Handlungszweig nach dem andern. Der größte Theil der levantischen Waaren wurde jetzt über Odessa versendet, von wo aus sie über Brodi nach Wien, und andern europäischen Staaten giengen. Der Handel Odessas litt zwar in der Folge, durch die neu ausgebrochenen Kriege, und besonders durch die damals noch bestehende Sperre in manchen Ländern, manchen Stoß, er blieb aber nichts destoweniger immer bedeutend, und wird, wenn die Regierung, wie man nicht zweifeln darf, fortfährt nach richtigen Grundsätzen der Staatswirthschaft zu handeln, unversiegbar bleiben.

Nachdem wir nun in gedrängter Kürze die Geschichte des Handels in Odessa geliefert haben, so wollen wir in eben der Ordnung erzählen, was die Regierung in verschiedenen Zeitpunkten zur Aufnahme und zum Flor dieses Platzes gethan hat. Seine Lage ist, wie wir schon oben bemerkten, die für den Handel geeignetste. In kleiner Entfernung von den Mündungen zweyer grosser und schiffbarer Flüsse, mit einem guten und sichern Hafen versehen, in einer gesunden und freundlichen Gegend gelegen, fehlte diesem Platze nichts, als die weise, und nach den Umständen berechnete Unterstützung der Regierung, um zu dem Flor empor zu steigen, welchen er wirklich er-

reicht hat. Catharina that schon vieles. Sie opferte Geld, ertheilte dem Orte Freiheiten und Vorrechte, zog unter den vortheilhaftesten Bedingnissen fremde Ansiedler dahin, allein eine solche Unternehmung fordert Zeit, und ihr Tod erfolgte zu früh. Ihr Nachfolger vernachläßigte den Platz, oder konnte ihm, von Umständen gedrängt, die nothwendige Aufmerksamkeit, und Unterstützung nicht schenken. Alexandern war es vorbehalten, das angefangene Werk zu vollenden.

Im Jahr 1803, als, wie wir oben hörten, schon so beträchtliche Geschäfte in Odessa gemacht wurden, war für die Stadt selbst noch wenig geschehen. Sie zählte zwar schon 8000 Einwohner, Menschen welche sich des Handels wegen hingezogen hatten, allein diese Menschen wohnten in elenden, in der Eile aufgeführten Häusern. Es fehlte an Speichern, Kellern, und Magazinen zum Unterbringen der Waaren. Die Rhede war noch keineswegs gesichert, und den Winden, besonders den Südostwinden ausgesetzt. An einer Quarantaine und andern öffentlichen Gebäuden fehlte es noch gänzlich. Noch elender sah es in den Umgebungen aus. Das Land auf mehrere Meilen im Umkreise war öde und unbebaut, und die Einwohner der Stadt litten oft an Gemüsen, und andern Bedürfnissen Mangel. Die Straßen aus dem Innern waren schlecht, und daher die Zufuhr unendlich erschwert. Selbst an Wasser fehlte es, sowohl an gutem Trinkwasser für die Menschen, als an anderm für die oft grosse Anzahl der Frachtthiere. Die Regierung ergriff nun die kräftigsten Mittel, allen diesen Mängeln abzuhelfen. Es waren der Stadt schon

früher, die Pacht des Branntweins, und der zehnte Theil aller Zollabgaben als Einkommen überlassen worden, nun wies die Regierung noch beträchtlichere Summen zu öffentlichen Bauten an, und bewilligte allen, welche bauen wollten, Kapitalien zu billigen Zinsen, und auf lange Fristen. Bald stiegen nach einem festen Plane die schönsten Häuser empor. Die Strassen wurden breit und regelmäßig angelegt. Alle Häuser mußten von Stein, und wenigst zwey Stock hoch aufgeführt werden. Grosse Magazine, und Keller wurden angelegt. Auf öffentliche Kosten wurde der Hafen erweitert, befestigt, und auch gegen die heftigsten Stürme gesichert. Es wurde ein schönes, gesundes Quarantainehaus, mehrere schöne Kirchen, ein Spital, Schulen, und bald nachher ein Schauspielhaus erbaut. Auch das Angenehme wurde, sobald das Nothwendige geschehen war, nicht vernachläßigt. Oeffentliche Plätze in der Stadt, selbst einige Strassen wurden mit Bäumen besetzt; zur Bequemlichkeit der Fußgänger erhielten die Strassen breite, mit Quadern belegte Nebenwege; schön gearbeitete, mit gutem Wasser versehene Brunnen zierten die schönsten Plätze, und vor der Stadt wurde ein schöner Garten zum allgemeinen Vergnügen eingerichtet. Die Bevölkerung hob sich in wenig Jahren bis auf 24000 Einwohner, und Odessa kann jetzt in die Reihe der schönsten, und angenehmsten Städte gesetzt werden.

Eben so sorgfältig sorgte die Regierung für den Anbau, und die Urbarmachung der Umgebungen von Odessa. Man berief Einheimische und Fremde, um sich da niederzulassen. Bulgaren, Sclavonier, Ungarn und besonders viele Deutsche strömten herbey,

um in diesen Gegenden ein neues Vaterland zu suchen. Man vertheilte die Ackersleute in die Dörfer, und trug Sorge, die Landsleute immer in dem nemlichen Dorfe unterzubringen, welches den besten Erfolg hatte. Die Handwerker zog man größtentheils in die Stadt. Die neuen Ankömmlinge, deren viele entblößt von allem waren, erhielten Vorschüsse von der Regierung, theils in baarem Gelde, theils Ackergeräthschaften und Vieh, Handwerkszeug, und vor allem Wohnungen. Alle diese Vorschüsse wurden unverzinslich gereicht, und mußten in zwanzig Jahren, und in Fristen, welche vom zehnten Jahre nach der Ankunft des Ansiedlers zu laufen anfiengen, zurückbezahlt werden. Es ist unglaublich, welche Fortschritte der Anbau des Landes in wenig Jahren machte. Man zählt jetzt in den sonst öden Umgebungen der Stadt 80 bis 90 Dörfer, und eine Bevölkerung von mehr als 50,000 Menschen. Diese Gegenden versehen die Stadt überflüssig mit allem nöthigen Gemüse, und liefern sogar viele Handelsgegenstände, als Butter, Talg, Wolle u. d. gl. Die Schaafzucht wird da ins Grosse betrieben, und ist sehr veredelt worden. Obstbäume gedeihen vortreflich, und die Maulbeerbäume liefern jetzt schon den Eigenthümern einen beträchtlichen Gewinn.

Bemerkungen
über zwey
wichtige Gebrechen in Portugals bürgerlicher Verfassung.

Dieses von der Natur so begünstigte, und von den Menschen in mancher Hinsicht so vernachläßigte Land ist schon so oft beschrieben worden, daß wir das so oft Gesagte nicht wiederholen mögen. Unsere Absicht ist, die Leser in dieser Abhandlung auf zwey Gebrechen aufmerksam zu machen, welche für Portugal von jeher die nachtheiligsten Folgen hatten, und auch in manchen andern Ländern noch, doch nicht in so hohem Grade, anzutreffen sind. Das eine dieser Gebrechen ist die ungeheure Menge der Dienstbothen aller Art, und das zweyte, die fehlerhafte Gerechtigkeitspflege, und der schlechte Zustand der Gefängnisse.

Es haben schon viele einsichtsvolle, und menschenfreundliche Schriftsteller den Unfug gerügt, daß so viele Menschen nach den Städten wandern, um da Dienste zu nehmen, und daß vornehme oder reiche Städte die Zahl ihrer Diener so unnöthig, und unverhältnißmäßig vermehren. Sie haben gezeigt, daß dem Ackerbau, und der Industrie dadurch so viele Hände entzogen werden, daß diese Menschen alle Thätigkeit, alle Lust zur Arbeit verlieren, fremde, ihnen vorher unbekannte Laster und Thorheiten lernen, und am Ende Taugenichtse, wohl gar Verbrecher werden. In keinem Lande ist indessen dieser Unfug größer, als in Portugal. In allen größern Städten, vorzüglich aber in der Hauptstadt dieses Landes, heißt die Zahl der dienenden Menschen Legion, und nirgend

wird wohl der alte Satz, daß man um desto schlechter bedient werde, je mehr man Diener habe, thätiger bewiesen, als hier. Der geringste Adeliche, von den Großen des Reichs wollen wir nicht einmal reden, hat eine unübersehbare Reihe dienender Geschöpfe in seinem Hause, und vor demselben. Da findet man Hauskapläne, einige Sekretäre, mehrere Kammerdiener, Köche, Küchenjungen, Laquaien, welche blos bey Tisch dienen, Laquaien, welche nur den Herrn oder die Frau begleiten, wenn sie ausfahren, und niemals in das Innere des Hauses kommen, Kutscher, Vorreuter, Stallknechte, und Wasserträger, welche alle Bestellungen ausser dem Hause zu machen haben. Das weibliche Dienstpersonal ist eben so zahlreich. Da gibt es mehrere Haus- und Küchenmägde, Stubenmädchen, und einige Kammerfrauen, welche sich eben so gut bedienen lassen, als ihre Herrschaften, die Thorheiten der großen Welt auf eine lächerliche Art nachäffen, und unter allen Zofen auf dem Erdenrunde die unverschämtesten sind. Diese Sucht, viele Dienstleute zu haben, herrscht aber nicht blos in den Häusern der Adelichen, auch Bürger sind davon angesteckt. Ein Beamter, oder ein Kaufmann, würde sich schämen, wenn er nicht wenigst einen Koch, einen Kutscher, einen Reitknecht, einen Wasserträger, zwey Laquaien für den Wagen, eben so viele für den Tisch, ein Paar Kammerdiener, eben so viele Kammerfrauen und ein halbes Dutzend Hausmägde hätte. Selbst Handwerker haben ihre Bedienten, und ihre Kammermädchen. Auf den Strassen findet man überdieß eine Menge müßiger Menschen, welche blos dastehen, um den Vorübergehenden einige Dienst-

leistungen zu erweisen. Kömmt ein Fremder in irgend einer Stadt an, so bemächtigen sich sogleich ein halbes Dutzend solcher Menschen seines Gepäckes, und laufen damit, ohne erst seine Befehle abzuwarten, davon. Der Fremde ist gezwungen hintendrein zu rennen, und kömmt oft athemlos bey einem schmutzigen Gasthof an.

Alle diese Menschen verlieren die Liebe zur Arbeit; sie werden derselben ungewohnt, denn ihre schwachen Dienstleistungen bey ihrem sonst müßigen Leben können nicht Arbeit genennt werden. Sie lernen fremde Laster kennen, verderben sich untereinander selbst, werden liederlich, und wenn sie brodlos werden, welches sehr oft geschieht, so müssen sie, da sie ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen verlernt haben, zu Gaunereien, ja wohl zu Verbrechen ihre Zuflucht nehmen. Die Straßen in den Städten, besonders in der Hauptstadt sind daher bey Nacht keinesweges sicher. Man läuft Gefahr, angegriffen und geplündert zu werden. Die Straßenbeleuchtungen sind überdieß noch größtentheils schlecht besorgt, und die Nachtwachen finden es gerathner unter dem freundlichen Himmel an irgend einer Ecke einzuschlafen, als durch ihre Thätigkeit einen Diebstahl, oder wohl gar einen Mord zu verhindern.

Die Gerechtigkeitspflege in Portugal ist, obwohl sie seit einem Jahrzehend sehr verbessert wurde, noch sehr willkührlich und fehlerhaft, die Gefängnisse aber die erbärmlichsten, welche man, selbst die barbarischen Länder nicht ausgenommen, auf dem ganzen Erdenrunde finden kann. Es sind zwar Gesetze vorhanden, allein die Richter binden sich selten daran, und gehen

sehr willkührlich zu Werke. Auf den blossen Verdacht wird ein Unglücklicher oft festgenommen, und schmachtet Monate lang im Kerker, ehe er nur erfährt, was ihm zur Last gelegt wird. Die Verhaftungen geschehen gewöhnlich bey Nacht. Die Papiere und Effekten des Verhafteten werden in Beschlag genommen, ohne ein gerichtliches Verzeichniß davon aufzunehmen, oder sie zu versiegeln. Die einen können also sehr leicht verfälscht, die andern entwendet werden. Von dem Augenblicke an, als der Verhaftete über die Schwelle seiner Wohnung tritt, ist er von aller Welt getrennt und verlassen. Seine Freunde, seine Verwandten getrauen sich nicht, ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen, einen Schritt zu seiner Rettung zu thun, aus Furcht den Verdacht der Theilnahme an dem beschuldigten Verbrechen auf sich zu ziehen, und ohne weitere Umstände das traurige Loos mit ihm theilen zu müssen. In seinem fürchterlichen Gefängniß wird ihm kein Trost gewährt, er erhält niemals die Erlaubniß sich vertheidigen, oder bey einem Rechtsfreund sich erholen zu dürfen. Die Verhöre, wenn ja, nachdem der Unglückliche schon Monate, ja Jahre lang geschmachtet hat, welche gehalten werden, sind sehr summarisch, und oft ohne alle gerichtliche Form. Falsche Zeugen gibt es die Menge, und sie treiben ihr schändliches Unwesen ungestört. Ein Thaler ist der gewöhnliche Preis für ein Zeugniß, und die Unverschämtheit dieser Zeugen ist gränzenlos. Sie beschwören, was man von ihnen haben will, wenn man sie nur dafür bezahlt. Wenn sie das Geld einmal erhalten haben, denn man muß ihnen den Sündenlohn zum voraus bezahlen, dann bleiben sie ihrem gegebenen Worte treu. Wollte ein an-

derer ihnen das Doppelte geben, um sie für sich zu gewinnen, sie würden es nicht annehmen, weil sie einmal ihr Wort gegeben haben. So seltsam verbinden diese elende Menschen Redlichkeit, und die gränzenloseste Treulosigkeit miteinander. Sehr oft entzieht ein Minister willkührlich die Entscheidung einer Rechtssache dem ordentlichen Gerichtshof, um selbst darüber zu sprechen. Das Urtheil erfolgt mit wenigen Worten, und wäre es das ungerechteste, so muß es vollzogen werden. Kleine Vergehungen werden mit eben jener fürchterlichen Gefangenschaft bestraft, als die größten Verbrechen. Der Verhaftete schmachtet mehrere Monate mitten unter Dieben, Mördern und anderm Gesindel. Wenn es dann der Gerichtsperson, welche ihn verhaften ließ, nach langer Zeit etwa beliebt, sich seiner zu erinnern, so darf er von Glück sagen, wann er nach so vielen erduldeten Leiden frey gelassen wird. Gegen herrschende Misbräuche, oder gegen das Verfahren der Beamten, auch im vertraulichen Zirkel, offen zu sprechen, ist in diesem despotischen Lande ein Hauptverbrechen, und die Regierung besoldet eine Menge von Spionen, welche unerkannt überall sich einschleichen, und die tiefsten Geheimnisse erlauschen.

Der Verbrecher, auch der größte, bleibt noch Mensch, und soll menschlich behandelt werden. Man versichert sich seiner Person, um ihn unschädlich zu machen, seine Verbrechen zu untersuchen, und, sind sie erwiesen, ihn zur eignen Abbüssung, und zur Warnung für andere, gesetzlich zu bestrafen. Keineswegs aber soll der Verbrecher, während seiner Verhaftung, in dumpfen Kellern, aller Luft, aller Hülfe, ja der

kärglichsten Nahrung beraubt, schmachten. Dieses heißt Unmenschlichkeit, welche niemals Gerechtigkeit werden kann. Wir finden daher, daß die weisesten und menschenfreundlichsten Regierungen immer vorzügliche Sorge für die zweckmässige Einrichtung der Gefängnisse tragen. In Portugal ist dieses der Fall nicht. Die Gefängnisse gleichen da Gräbern, zu welchen Licht und Luft keinen Zugang haben. Manche haben keine Oeffnung, als die Thüre, welche immer verschlossen ist, und nur von Zeit zu Zeit geöffnet wird. Man kann sich daher eine Vorstellung von der verpesteten Luft machen, welche da herrscht. Menschen aller Art liegen darin gepfropft auf einander, ohne alle Bequemlichkeit, ohne alle Pflege. Preis gegeben der Willkühr habsüchtiger, unmenschlicher Gefangenwärter, kann nur der sich vielleicht einige Erleichterung verschaffen, welcher sie zu erkaufen im Stande ist. Niemals werden die Gefängnisse von Beamten besucht, welche die Pflicht haben, sich von dem Zustande, und der Behandlung der Gefangenen zu unterrichten. Sogar an nothdürftiger Kost, an trocknem Brode, fehlt es den armen Unglücklichen öfters, denn es ist in Portugal Sitte, daß die Gefangenen nichts erhalten, als was mitleidige, menschenfreundliche Menschen zu ihrer Verpflegung senden. Wenn nun diese Beyträge nicht hinreichen, so geschieht es häufig, daß die Gefangenen hungern müssen. In solchem Zustande befand sich die Gerechtigkeitspflege, befanden sich die Gefängnisse, noch vor einem Jahrzehend. Es sind seitdem wohl einige Verbesserungen gemacht worden, aber nur theilweise, und im Ganzen ist der Zustand noch immer der nemliche.

Ueber den Zustand des Ackersbaues in Ostindien, nebst einigen Bemerkungen über die Diamantengruben dieses Landes, und über einige besondere Gebräuche der Hindus.

In keinem Lande der Welt hat die Erfahrung wohl deutlicher gezeigt, welchen Einfluß die Verfassung der Regierung auf den Wohlstand der Einwohner, vorzüglich aber auf Künste und Ackerbau habe, als in Ostindien. Dieses von der Natur so gesegnete Land verwilderte in dem Verhältniß, als der Despotismus wuchs, und Anarchie und Unordnung überhand nahmen. Das grosse Mogolische Reich näherte sich seinem Verfalle. Die Statthalter suchten sich unabhängig zu machen, und beherrschten die ihnen anvertrauten Provinzen mit eiserner Ruthe. Bürgerliche Kriege verheerten das Innere, Gesetze verloren ihre Gewalt, und Willkühr trat an ihre Stelle, das Eigenthum war nicht mehr gesichert, und die armen Landeseinwohner, welche schon lange unter fremdem Joch geseufzt hatten, verloren nun vollends allen Muth. Wir haben in einer frühern Abhandlung gezeigt, wie die Europäer sich in Ostindien anzusiedeln suchten, und wie es in den neuesten Zeiten den Engländern gelang, theils durch Verträge, theils durch Eroberungen, ein ungeheures Reich zu gründen, und den größten Theil dieser schönen Provinzen sich zu unterwerfen. Diese Besitznahme war ein grosses Glück für die Einwohner, und sie erkennen es selbst

als ein solches. Wenn sie doch fremder Herrschaft unterworfen seyn sollen, so segnen sie ihr Schicksal, welches sie ihren bisherigen Unterdrückungen entriß, und ihnen menschlichere Herren gab. Man beschuldigt zwar, und nicht ganz ohne Grund, auch die Engländer der Habsucht, der Bereicherungssucht, und der immer damit verbundenen Bedrückungen, allein sie ehren doch wenigst die Gesetze, schützen das Eigenthum, und der Landbewohner erhält wieder Muth, sein Feld zu bestellen.

Wir wollen hier ein kurzes Bild entwerfen des Zustandes, in welchem sich der Ackerbau jetzt befindet. Auffallend ist, daß die ebenen Provinzen Bengalens, in Ansehung des Bodens die fruchtbarsten, am schlechtesten bebaut sind, während die Industrie und der Ackerbau in den gebirgigen Provinzen, welche doch mit ungleich mehr Hindernissen zu kämpfen haben, blüht. Die Ackerwerkzeuge der Hindus sind im Ganzen genommen noch sehr unvollkommen. Der Pflug ist so schlecht beschaffen, daß sie in der trocknen Jahreszeit das Feld gar nicht damit bestellen können. Wenn die Regenszeit eintritt, dann fangen die Pflüge an, in Bewegung zu gerathen; man kann aber behaupten, daß das Land davon mehr nur oberflächlich aufgekratzt, als ordentlich bebaut werde, und nichts desto weniger steht in den niedern Provinzen, welche von den großen Flüssen, und den unzähligen davon ausgehenden Kanälen bewässert werden, alles im üppigsten Wuchse da. Es fehlt nur an Thätigkeit. Ein ganz anders Ansehen hat der Feldbau in den gebirgigten Provinzen, besonders in den Distrikten Mongheer und Patna. Diese Provinzen liegen

hoch über die Flüsse des Landes erhaben, an dem Fusse hoher Gebirge. Sie können daher aus den Flüssen und ihren Kanälen keine Bewässerung ziehen, und in der trocknen Jahreszeit müßten alle Pflanzen zu Grunde gehen, wenn diese arbeitsamen Menschen durch ihre Industrie sich nicht zu helfen wüßten. Sie theilen ihre Felder durch kleine Gräben im Vierecke ein. In die Gräben, deren jeder mit einer Klappe geschlossen werden kann, leiten sie die Bergbäche und Quellen, und zwar so, daß ein Viereck nach dem andern bewässert wird, und das Wasser von den höher gelegenen in die tieferen abläuft. Da indessen diese Waldbäche in der mehrere Monate dauernden trocknen Jahreszeit bald versiegen, so haben sie für den Nothfall von Strecke zu Strecke tiefe Cisternen angelegt, in welchen sich das Wasser während der Regenzeit sammelt. Bey der größten Trockenheit wird dann das Wasser durch Schöpfräder, an welche Ochsen bespannt werden, heraufgezogen, und auf die Felder vertheilt. Mühsam und kostspielig sind diese Vorrichtungen, und es ist daher unerklärbar, warum in Bengalens niedern Provinzen noch große Strecken öde liegen, während auf den Anhöhen jedes Fleckchen bebaut wird. Der Fleiß dieser Menschen wird aber auch reichlich belohnt, denn ihre Felder gleichen den schönsten Gärten. Sie sind gewöhnlich von wohlriechenden, immer blühenden Hecken umgeben, und alle Gattungen Gemüse gedeihen unvergleichlich. Die Baumwolle ist der vorzüglichste Gegenstand der Kultur, und an Getreide wird vortrefflicher Waizen, gute Gerste, und besonders viel Mais oder türkisches Korn gebaut. Haber gedeiht der großen Hitze wegen nicht, und unter den

Hülsefrüchten Erbsen am besten. In den niedern Provinzen wird mehr Reis und Zucker gebaut. Ein wichtiger Gegenstand sind auch die Indigopflanzungen, und der Mohn, aus welchem der Opium bereitet wird. Der Mohn fordert große Wartung, er bezahlt aber die Mühe reichlich. An mehrern Orten wird auch Flachs gebaut, allein blos des Samens wegen, aus welchem Oehl gepreßt wird, denn zu Gespinnst macht die Baumwolle allen Flachs entbehrlich.

Die Viehzucht, ohne welche der Ackerbau niemals gedeihen kann, ist in einigen Provinzen Indostans vortrefflich, in andern aber sehr vernachläßigt. An manchen Orten erhält das Vieh während der trocknen Jahreszeit kaum so viel, daß es bestehen kann, und der Ertrag an Butter und Schmalz ist daher auch erbärmlich. In einigen Provinzen hingegen ist die Viehzucht in sehr gutem Zustande. Man findet Landeigenthümer, und auch Pächter, welche einen Viehstand von mehrern hundert Stücken haben. Die Kühe sind bekanntlich bey den Hindus ein Gegenstand der Verehrung, werden aber nichts desto weniger oft sehr schlecht behandelt, ein Beweis, daß in allen Ländern, und unter allen Himmelsstrichen religiöse Meinungen oft nur in Worten prangen, in den Werken aber gerade dagegen gehandelt wird. Man findet in diesen Gegenden viel Büffelochsen und Kühe, welche aber von keinem besondern Nutzen sind. Die Milch der Büffelkühe wird zu einem sauren, und berauschenden Getränke benutzt. Von vorzüglicher Schönheit, und großem Nutzen, sind in diesem Lande die Ziegen. Wenn in den trocknen Monaten kein anderes Vieh mehr Nahrung findet, so benagen diese Thiere noch die

Wurzeln der Pflanzen, und bleiben in blühendem Zustande, daher auch eine Ziege oft mehr Nutzen liefert, als die beste Kuh.

Dem Ackerbau und auch der Industrie wurden einst mehr, als jetzt, tausend arbeitende Hände durch die Bergwerke, oder vielmehr, denn eigentliche Bergwerke können sie nicht benennt werden, durch die Diamantengruben entzogen. Es gibt deren mehrere, und einige derselben sind schon vor mehr hundert Jahren entdeckt und bebaut worden. Die älteste dieser Gruben ist wohl die von Raolconda, nahe bey Golconda. Das Erdreich ist sandig, mit Felsenklippen untermischt, in deren Adern man die Diamanten in einer Lage von Sand und Erde findet. Man sprengt diese Adern, löst mit eigens dazu bestimmten Werkzeugen die Schicht oder Lage ab, und läßt sie in Wasser sich auflösen, um die Steine zu erhalten. In dieser Grube arbeiteten immer einige tausend Menschen. Hundert Jahre später wurde durch Zufall nicht ferne von Golconda eine andere Grube entdeckt. Ein Bauer fand im Bebauen seines Feldes einen glänzenden Stein, welcher bey näherer Untersuchung als ein ächter Diamant erkannt wurde. Man grub tiefer, und fand wirklich in sandigem Boden viele Edelsteine. Diese Grube war von jeher eine der reichhaltigsten, lieferte die größten und reinsten Steine, und beschäftigte ehedem mehr als 40,000 Menschen. An der Gränze von Bengalen befindet sich ein Fluß, Gondel genannt, welcher edle Steine mit sich führt. Wenn nach der Regenzeit die hohen Gewässer abgelaufen sind, so wird das Flußbett untersucht, und wieder einige tausend Menschen zu dieser Arbeit verwendet. Kenner wissen schon nach der Far-

be des zurückgebliebenen Kieses und Sandes zu beurtheilen, ob er reichhaltig ist oder nicht. Eine große Strecke des Flußes wird dann eingedammt, der Kies mehrere Fuß in der Tiefe ausgehoben, gewaschen, und die edlen Steine herausgenommen. Eine andere Grube befand sich ehedem in Carnate. Sie war reichhaltig, weil aber die dort gefundenen Steine nicht rein, und von gelber Farbe waren, so wurde sie seit geraumer Zeit ganz vernachläßigt. Man findet in fast allen von den Gebirgen während der Regenzeit herabströmenden Bächen edle Steine, ohne sie indessen einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen.

Die Einwohner des Landes haben eine ausserordentliche Fertigkeit, die Steine zu schätzen, und sie zu behandeln. Es gibt daher eine Menge Steinschneider, und Polirer, welche für ihre Mühe gewisse festgesetzte Prozente erhalten, und für die ihnen anvertrauten Steine haften müssen. Die Nachsuchungen in den Diamantgruben geschehen gewöhnlich von einer Gesellschaft von Kaufleuten, welche der Regierung eine der Anzahl der Arbeiter, welche sie dabey anstellen, angemessene Abgabe bezahlen. Sie müssen diese Abgabe entrichten, die Ausbeute mag nun gut oder schlecht ausfallen, dagegen sind aber auch die gefundenen Steine ihr Eigenthum. Diese Unternehmer gebrauchen in den Gruben grosse Vorsicht, damit ihnen durch die Arbeiter keine Edelsteine entwendet werden, und doch geschieht es troß aller ihrer Vorsicht häufig, daher auch viele Steine in den Handel kommen, welche nicht durch ihre Hände gehen. Es gehört viele Aufmerksamkeit dazu, in dem Einkaufe nicht betrogen zu werden, und die Europäer, selbst die

besten Steinkenner, bedienen sich zu Schließung eines Kaufs lieber der Eingebornen, als sich auf ihre eignen Kenntnisse zu verlassen. Es gibt viele solche Unterhändler, welche sich von diesem Gewerbe reichlich nähren. Es ist lustig, einem solchen Kaufe zuzusehen. Der Käufer, und der Verkäufer, gewöhnlich beide Unterhändler, setzen sich stillschweigend einander gegenüber. Die Steine, um welche gehandelt wird, liegen auf einem Tischchen, oder auf der Erde, zwischen ihnen. Sie reichen sich nun die Hände, schütteln und drücken sie, unter Zeichen und Grimassen, welche nur ihnen verständlich sind, und bey den Zuschauern nicht selten lachen erregen. Die Unterhandlung dauert oft mehrere Stunden, bis endlich der Kauf geschlossen wird. Die Umstehenden erfahren niemals die Namen des Käufers noch des Verkäufers, und einzelne Steine, oder ganze Sortimente derselben, gehen aus einer Hand in die andere, ohne daß nur eine Silbe gesprochen wird. Man kann sich übrigens auf diese Unterhändler ganz verlassen. Sie lassen sich für ihre Mühe gut bezahlen, bedienen aber ihre Kommittenten mit beyspielloser Treue.

Die Hindus sind ihrer alten Religion sehr zugethan, und weder Gewalt noch Ueberredung vermag, einzelne Beyspiele ausgenommen, sie davon abwendig zu machen. Unter ihrem vorigen Herrn hatten sie vielen Druck der Religion wegen auszustehen, weil diese sie zur Annahme des Corans zwingen wollten. Die Engländer lassen ihnen in ihren Besitzungen freye Ausübung ihrer Religion, nur suchen sie unvermerkt auf sie zu wirken. Es war vor einigen Jahre die Rede davon, Missionäre aus England nach Ostindien zu

schicken, allein die Direktoren der ostindischen Gesellschaft weigerten sich, dieselben anzunehmen, aus Furcht, wie sie sagten, diese Herren, welche in ihrem eignen Vaterlande nicht ruhen können, möchten sich auch unter fremdem Himmelsstriche mancher Dinge annehmen, welche ihres Thuns nicht sind. Man sieht, daß diese Direktoren Menschenkenntniß besaßen, und sich durch die Geschichte so vieler Jahrhunderte, und so vieler Länder belehren ließen.

Die Religion der Hindus ist schon so oft beschrieben worden, daß wir davon nicht weiter sprechen werden. Diese Beschreibungen sind übrigens manchmal mit so viel willkührlichen und abentheuerlichen Erzählungen vermischt worden, daß der Leser kaum klug daraus werden kann. Gewiß ist, daß vieler Aberglaube, und abgeschmackte Begriffe bey diesen Völkern herrschen, aber eben so gewiß ist es auch, daß ihre Religion manche ehrwürdige Grundsätze enthält. Nur einiges wollen wir sagen von der grossen Verehrung, welche die Hindus für die heiligen Flüsse ihres Landes hegen. Es ist sehr natürlich, daß die Menschen Achtung für Dinge haben, von welchen sie Nutzen ziehen. So verehrt der Egypter seinen Nil, welcher ihm alle Jahre sein Land bewässert, und fruchtbar macht; der Wilde betet zur Sonne, und ruft den Mond, seinen Führer bey den nächtlichen Wanderungen an. Eben so natürlich ist es, daß bey dem Pöbel sich Aberglaube damit verbinde. Halten ja aufgeklärte Nationen, welche mit Stolz auf andere herabblicken, Stücke Holz, Papier, Leder rc. für heilig, weil sie andere heilige Dinge berührt haben, und treiben Gauckeleyen damit, über welche der arme Hin=

dus lachen würde. Die Braminen finden ihren Vortheil dabey, und begünstigen den Volksglauben, um — im Trüben zu fischen, wie wir sogleich hören werden.

Die Hindus halten mehrere Flüsse ihres Landes, vor allen den Ganges für heilig. Sie glauben, daß der Mensch durch seine Fluthen gereinigt, und alle Sünden in seinem Wasser abgewaschen, ja sogar, daß leblose Dinge, in den Strom getaucht, heilig werden. Die entferntesten Völker strömen an die Ufer des Flusses hin, um sich zu reinigen. Die Braminen, welche Posto bey dem Flusse gefaßt haben, lassen sich die Reinigung theuer bezahlen, und auch der Regierung muß eine Abgabe dafür entrichtet werden. Besonders heilig ist der Platz, an welchem zwey Flüsse zusammen treffen. Ein solcher Reinigungsplatz befindet sich in der Provinz Patna, bey dem Fort Allahabad. Die zwey Flüsse Ganges und Jumna vereinigen sich da, und Tausende von Menschen kommen jährlich in grossen Caravannen, und aus den entferntesten Provinzen, um sich in die heilige Fluthen zu tauchen. Die Engländer, welche das Fort Allahabad besetzt halten, beziehen die Abgabe für die Erlaubniß nicht selbst, sondern haben sie verpachtet, die Braminen aber verkaufen ihren Antheil für die bey der Untertauchung zu verrichtenden Gebete, und Zeremonien, um theures Geld. Es ereignen sich da oft sehr lustige Vorfälle, welche die Denkungsart dieser Menschen genau bezeichnen. Es sind nun einige Jahre her, als einige tausend Maratten bey dem Fort Allahabad sich einfanden, um die Reinigung in dem Flusse vorzunehmen. Sie unterhandelten lange mit den Braminen, ohne über den Preis einig werden zu können. Die

Maratten boten die Summe von 4000 Rupien, allein die Braminen forderten ungleich mehr, und drohten die Widerspenstigen von dem geheiligten Platze ganz auszuschließen. Die Unterhandlung kam nicht zu Stande, denn die Hindus sind dafür bekannt, gute Haushälter zu seyn, und sich ihr Geld nur durch Gewalt abdringen zu lassen. Da trat ein Bramine vor, und erklärte, daß er, wenn sich die Weigernden nicht sogleich fügen würden, sich selbst einen Finger abschneiden werde. Diese Drohung wirkte, und alsogleich zog Jedermann den Beutel, damit das Blut des Heiligen nicht über ihn und seine Kinder komme. O sancta Simplicitas!

Die bey diesen Reinigungen üblichen Gebräuche sind mannigfaltig. Die Braminen beten über den Gläubigen, und segnen sie feierlich ein. Dann begeben sich alle in eine bey dem Fort Allhabad gelegne ungeheure Höhle, von welcher die Freunde des Abentheuerlichen behaupten, daß sie bis nach Delhi reiche, welches viele Tagreisen entfernt in dem nördlichsten Theil von Indostan liegt. In dieser feuchten, ungesunden, von Ungeziefer aller Art wimmelnden Höhle bringen die Andächtigen mehrere Tage unter Beten und Fasten, und unter dem gräßlichsten Geheul zu. Die Regierung verdoppelt in dieser Zeit allemal die Wachen, damit nicht etwa, wie oft zu geschehen pflegt, unter dem Vorwand des Heiligen ein sehr unheiliger Zweck bewirkt, und ein Aufstand erregt werde. Nach beendigter Vorbereitung wandert nun Jedermann in das Wasser, und die Gläubigen gehen rein an Körper und Seele aus den Fluthen hervor. Reiche Gläubige, welche in ihrem Leben Kränklichkeit, oder an=

drer Umstände wegen, des Glückes nicht theilhaftig werden konnten, sich in dem geheiligten Wasser zu baden, verordnen, daß die Hinterlaßnen ihre Gebeine noch dahin bringen, und durch feierliche Untertauchung reinigen sollen. Man sieht daher alle Jahre Kinder mit den Ueberresten ihrer Eltern, oder Wittwen mit den Gebeinen der verstorbenen Gatten ankommen, um diese heilige Pflicht zu erfüllen. Es wird als eine sehr verdienstliche Handlung angesehen, sich selbst in dem heiligen Fluß zu ersäufen, und es kommen häufig solche den Braminen, weil sie ihnen einen Theil ihres Vermögens hinterlassen müssen, willkommne Schwärmer, welche unter grossen Feierlichkeiten den Tod in dem Wasser suchen. Die Regierung sucht zwar, nicht durch Zwang, welcher bey religiöser Schwärmerey immer mehr schädlich, als nützlich ist, sondern durch andere Mittel, vorzüglich dadurch, daß sie sich die Erlaubniß dazu ungeheuer bezahlen läßt, diesen Unsinn zu hindern, allein manchmal ereignen sich doch noch solche Fälle. Bekanntlich verbrannten sich ehemals viele Wittwen aus übergroßer Liebe, oder schwärmerischer Narrheit, auf dem Holzstoße mit dem Leichnam ihres verstorbenen Gatten. Das Ertränken wurde indessen von jeher noch verdienstlicher gehalten, und viele Weiber fanden daher schon in den heiligen Fluthen ihren Tod.

Es ist bekannt, daß die Hindus in Kasten eingetheilt sind, welche in einer bestimmten Rangordnung auf einander folgen, und daß sie diese Gränzlinie im gesellschaftlichen Leben genau beobachten. Ein Mann von einer höheren Kaste würde es sich zur grossen Schande rechnen, sich mit einem Mädchen von niede-

rer Rangordnung zu verbinden. Er würde von seiner Kaste ausgestossen, und müßte in die seiner Braut herab steigen. Einige niedere Kasten werden von den andern so verachtet, daß sie gar nicht in Gesellschaft zugelassen werden, und sich jeder für verunreinigt hält, welcher mit einem unter ihnen nur in Berührung kömmt. Welchen schädlichen Einfluß diese Einrichtung auf die bürgerliche Verfassung haben müße, zu wie manchem Druck sie Veranlassung gebe, läßt sich denken. Wir haben den Kastenunsinn auch, nur unter andern Modifikationen, in so manchen Ländern Europens kennen gelernt, und wissen also aus Erfahrung zu sprechen. Die Regierung sucht auch auf diesen Unsinn zu wirken, und die strenge Gränzlinie hat sich in den letzten Jahren schon um vieles erweitert, doch gehen diese Schritte nur langsam, denn eingewurzelte Vorurtheile, besonders solche, durch welche der Stolz so vieler Einzelner geschmeichelt wird, sind schwer auszurotten, und es ist oft gefährlich, sie anzutasten. Beweise hievon liefern uns die Lebensgeschichte Josephs des zweyten, und so vieler andrer humaner Fürsten, welche gern wirken wollten, und nicht konnten.

Wir wollen den Lesern die innere Einrichtung eines großen Dorfes der Hindus beschreiben, und sie werden dadurch am besten über die verschiedenen Kasten zu urtheilen im Stande seyn. In jeder größern Gemeinde befindet sich ein Bramine, welcher, wie überall, auf den Vorrang Anspruch macht. Sein Geschäft besteht darin, die öffentlichen Gebete zu verrichten, und jedes feierliche Ereigniß mit seiner Gegenwart, welche er sich aber neben her theuer bezahlen läßt, zu beehren. Nach jeder Erute erscheint er bey

jedem Landmann, segnet seinen Vorrath ein, beräuchert ihn, und spricht gewisse Gebete, wofür er in Getreid bezahlt wird. Kein neues Haus darf bezogen werden, ohne vorher durch den Bramin eingesegnet zu seyn. Bey Trauungen erhält er einen bestimmten Antheil an der Mitgabe der Braut, und ist diese zu arm, um den geistlichen Herrn befriedigen zu können, so legt der Bräutigam, oder dessen Verwandte reichlich bey 2c. Die zweyte Stelle in einer Gemeinde, welche Zemindary genannt wird, bekleidet der Zemindar, Grundherr und Oberrichter. Der größte Theil der Bauern sind seine Pächter oder müssen ihm doch Abgaben entrichten. Nach ihm kömmt der Putwari oder Verwalter, dessen Amt darin besteht, die Rechnungen in Ordnung zu erhalten, die Abgaben zu erheben, und in der Abwesenheit des Zemindars die etwa in der Gemeinde vorfallenden Anstände zu schlichten. Als Gehalt bezieht er gewiße Prozente von jeder Summe, welche er verrechnet, und überdiß eine Abgabe von allem, was ausser der Gemeinde verkauft wird. Nach ihm folgt der Getreidmesser, Beias genannt, welcher in Getreid bezahlt wird, und alles in der Gemeinde erbaute Getreide ausmessen, wiegen, und zwischen dem Herrn und den Pächtern vertragsmäßig vertheilen muß. Nun folgen verschiedene Handwerker, als Schmiede, Wagner 2c. in ihrer Ordnung, auf welche sie strenge halten, und von jedem Bauern nach der Hufenzahl seines Feldes ein gewißes Maaß Getreid erheben, und ihm dafür alle nothwendige Arbeit liefern müßen. Die Barbierer machen ebenfalls eine eigne Kaste aus, und erhalten, so wie alle andern Arbeiter, ihre Be-

zahlung in Getreid. In Indien ist es nicht Sitte, daß die Frauenzimmer sich mit der Reinigung der Wäsche beschäftigen. Es gibt da eine eigne Kaste der Wäscher, welche für ihre Mühe von jedem Bauern nach der Größe seiner Aecker etwas Getreid erhalten. Selbst die in Ostindien wohnenden Europäer fügen sich nach der Landessitte, und lassen ihre Wäsche durch männliche Bediente besorgen. Die Kaste der Töpfer ist eine in Indien sehr nothwendige Kaste, weil in diesem Lande sehr viel irrdenes Geschirr gebraucht wird. Die Töpfer erhalten von dem Grundherrn ein Stück Feld, um den nothwendigen Thon da zu holen, von jeder Hufe Ackers aber etwas Getreid, und überdies noch für das gelieferte Geschirr einige Bezahlung in Gelde. Die Arbeitsleute auf dem Felde, eigentlich die Taglöhner, erhalten für jede Saatzeit, deren in Indien jährlich drey sind, etwas an Geld, und bey der Ernte die 25te Garbe. Eine für sich bestehende Kaste ist die der Hirten. Sie erhalten für ihren Gehalt Getreid, und von zehen Kühen eine für sich, von Büffeln aber mehr, weil sie schwerer zu bändigen sind. Da es in diesem Lande viele Flüsse, und wenige Brücken gibt, so schwimmt immer die Heerde, wenn sie einen Fluß zu passiren hat, hinüber, und der Hirte hängt sich an den Schwanz eines eigens dazu abgerichteten Büffels, um sich hinüber ziehen zu lassen. Sehr gering geschätzt, ja verachtet, sind die Kasten aller Lederarbeiter, und die übrigen Hindus befinden sich nicht gerne in ihrer Gesellschaft. Sie erhalten von jeder Hufe Landes etwas an Getreid, und überdies noch für jede gelieferte

Arbeit etwas an Gelde. Die Häute alles an Krankheit gestorbenen Viehes gehören ihnen.

Man sieht aus dem Gesagten, daß die Kasten der Hindus so ziemliche Aehnlichkeit mit den bey andern Völkern üblichen Zünften und Innungen haben, nur ist die Gränzlinie bey ihnen weit schärfer gezogen, da jede streng auf den Rang hält, welche ihr angewiesen ist, und sich zu verunreinigen glaubte, wenn sie sich mit einer unter ihr stehenden vermischen wollte. Zwar sieht bey gebildetern Völkern manche vornehme Kaste mit Verachtung auf die niedern herab, und läßt ihnen diese Verachtung oft bitter genug fühlen, doch macht sie sich kein Gewissen daraus, die verachteten Niedern zu benutzen, an ihren Tischen zu schmausen, aus ihren Geldtruchen zu schöpfen, ihre Töchter zu verführen u. dgl. Das macht, sie sind aufgeklärter, als diese armen Hindus, welche nicht gesunden Menschenverstand genug haben, um einzusehen, daß man den Saft jeder Zitrone benutzen kann, wenn man nur nachher die Schaale mit Verachtung wegwirft.

Die Verpflanzung der Cochenille nach Ostindien, ein für den Handel höchst wichtiges Ereigniß.

Manches im Anfang ganz unbedeutend scheinende Ereigniß hatte nach einiger Zeit oft die wichtigsten Folgen. Von dieser Art scheint die Verpflanzung der

Cochenille nach Bengalen zu seyn. Man weiß, daß die Phönizier die Kunst besaßen, Purpur von ausserordentlicher Schönheit und Dauer zu färben. Diese Kunst gieng, wie so manche andere unter den alten Völkern bekannte, verloren. Man färbte wohl roth, aber die Farbe hatte weder die Dauer, noch den Glanz des phönizischen Purpurs. Viele hundert Jahre, nachdem der Phönizier Name nur noch in den Geschichtbüchern zu finden war, entdeckte man in vorher noch unbekannten Welttheilen ein Mittel ein glänzendes Roth zu färben, das dem phönizischen so ziemlich nahe kam. Amerika wurde entdeckt, und die Spanier fanden in Mexiko und Brasilien bey den Eingebornen des Landes diese herrliche Farbe. Sie erkundigten sich nach den Bestandtheilen, und erfuhren, daß sie aus einem Insekt bereitet werde, welches sie Cochenille nannten, und welches auf einer, diesen Ländern eigenthümlichen Strauchartigen Pflanze, Nopal oder Opuntia genannt, sich nährte und fortpflanzte. Sie benutzten diese Entdeckung, und nachdem sie sich in diesen Ländern festgesetzt hatten, brachten sie die Cochenille in den Handel, verführten sie in alle Länder, und zogen, da sie dafür sorgten, daß sie immer in hohem Preise blieb, jährlich ungeheure Summen für diese Waare.

Andere Handeltreibende Nationen waren, wie es sich leicht denken läßt, eifersüchtig des Tributs wegen, welchen sie den Spaniern, und Portugiesen für diesen Artikel jährlich bezahlen mußten, und versuchten alle Mittel, ihnen denselben zu entreißen, oder doch Theil daran zu nehmen, allein es schien unmöglich. Die Pflanze Opuntia gedieh wohl in andern Welttheilen,

und

und unter andern Himmelsstrichen, allein das Insekt war nicht zu bekommen, denn es war unter schwerer Strafe verboten dasselbe auszuführen. Die Engländer besonders hatten sich schon alle Mühe gegeben. Sie hatten in Ostindien Pflanzungen der Opuntia angelegt, und sie gediehen vortrefflich, allein es fehlte an dem Wesentlichsten — dem Insekte. Endlich wurde ihr Wunsch erfüllt, und von diesem Augenblicke an verloren die Spanier den Alleinhandel mit dieser kostbaren Waare.

Im Jahr 1796 kehrte der Capitän Nelson, dessen Regiment in Indien lag, aus England dahin zurück. Das Schiff, auf welchem er sich befand, hielt auf der Reise in Rio-Janeiro an, um frische Lebensmittel einzunehmen, und Nelson, welcher Bekannte und Freunde in der Stadt hatte, gieng an das Land. Auf einem seiner Spaziergänge entdeckte er in einem in den Umgebungen der Stadt gelegenen Garten eine Opuntiapflanzung, auf welcher das kostbare Insekt sich befand, und der Wunsch erwachte sogleich in ihm, seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst zu leisten. Er versuchte es, und es gelang. Kurz vor seiner Wiedereinschiffung äusserte er dem Aufseher des Gartens seinen Wunsch, einige Pflanzen samt lebenden Insekten zu erhalten, unter dem Vorwande, daß er mit der Naturkunde sich beschäftige, und diese Pflanzen zu haben wünschte, um seine ohnehin schon zahlreiche Sammlung ausländischer Pflanzen damit zu vermehren. Sey es nun, daß ein Offizier, welcher mit der Naturkunde sich beschäftigte, keinen Verdacht erregte, oder daß Nelson seine Bitte mit dem Metall unterstützte, dessen Glanz so wenig Sterbliche

widerstehen können, kurz, er erhielt einige Opuntia-pflanzen, samt den darauf befindlichen Insekten, und bezab sich mit seinem Schatze eiligst an Bord seines Schiffes, welches in einigen Tagen absegelte. Die Reise war lang und stürmisch, und als Nelson in Bengalen ankam, war nur noch eine seiner Pflanzen grün, und die Insekte bey Leben. Er übergab seinen Schatz dem botanischen Garten, die Pflanze wurde eingesetzt, und die Insekten auf mehrere Abarten der Opuntia, welche in dem Garten sich befanden, vertheilt. Man hatte Opuntiapflanzen aus China, und andern Ländern erhalten, allein nur auf den in Bengalen selbst gezogenen, gediehen sie, und pflanzten sich so geschwind fort, denn sie brüten alle sechs Wochen, daß man in wenigen Monaten überall hin, wo sich Pflanzen befanden, Insekten schicken konnte.

Die Sache wurde nun mit allem Eifer betrieben, und in wenig Jahren sah man allerwärts grünende Opuntiapflanzungen voll von Insekten. Viele Unternehmer träumten schon von den ungeheuren Reichthümern, welche sie sich sammeln wollten, denn wirklich war es berechnet, daß nach Abzug aller Unkosten, für Anlegung der Pflanzungen, Wartung derselben, Zubereitung der Cochenille, u. s. w. das darauf verwendete Kapital in einem Jahr sich dreifach verdoppeln mußte. Diese Berechnung war für Calcutta, Madras ꝛc. gemacht, wo der Arbeitslohn, und die Lebensmittel für die Arbeiter so theuer sind, um wie viel größer mußte der Gewinn in den entlegenen Provinzen Indiens seyn, wo alles viel wohlfeiler war? Es gieng indessen mit diesen Berechnungen, wie es mit so manchen andern im menschlichen Leben zu ge-

hen pflegt. Sie waren sehr schön auf dem Papier zu lesen, trafen aber in der Wirklichkeit nicht ein. Die Unternehmer wußten die Pflanzungen sowohl, als die Insekten nicht zu behandeln. Einige versuchten es, die Pflanzen den Insekten ganz jung und zart preis zu geben, und die Thiere starben alle davon, oder kränkelten doch. Andere, und fast alle, verstanden die Kunst nicht, die Insekten zu trocknen, und sie verdarben. Sie wußten nicht, wie sie die Cochenille packen, und bey der Ueberfahrt nach Europa, von der Feuchtigkeit, und dem Eindringen der Luft bewahren sollten, daher all das, was man als Probe nach England gesendet hatte, verdorben dort ankam. Sie wurden kleinmüthig, und verloren den Muth, wie das allen Menschen zu geschehen pflegt, welche auf einmal reich werden wollen, und die Zeit nicht abzuwarten wissen. Sie fangen eine Sache mit großer Hitze an, lassen sich aber durch jedes Hinderniß abschrecken, und haben nicht die Kraft, denselben entgegen zu arbeiten. Die Opuntiapflanzungen wurden daher vernachläßigt, und bald sah man eine Menge der Insekten umherfliegen, und aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen. Ueberdieß erhoben nun Männer von Ansehen und Gewicht ihre Stimme, und behaupteten, weil sie allen Neuerungen Feind waren, daß diese Unternehmungen unausführbar, und, wenn sie auch einst noch gelingen sollten, mehr schädlich als nützlich seyen. Die Lage und Temperatur Bengalens, sagten sie, sey der Cochenille nicht zuträglich, dieses habe die Erfahrung gezeigt; man finde in den englischen Besitzungen in Indien nicht Landes genug, um die Opuntiapflanzungen, wie es doch erfordert werde, im

Große zu betreiben; wenn in der Folge, durch große Anstrengung, und unverhältnißmäßige Kosten, die Sache gelingen sollte, so würden durch die Ueberführung der Märkte mit dieser Waare die Preise derselben so sehr sinken, daß kein Nutzen dabey mehr herauskommen würde. Diese und ähnliche Gründe wurden so oft, und so laut wiederholt, daß die ohnedem schon muthlosen Unternehmer die Sache ganz aufgaben, und in dem ersten Jahrzehend unsers Jahrhunderts fast alle Opuntiaanlagen der Privatleute in Bengalen verschwanden.

Die Regierung verlohr indessen ungeachtet des schlechten Erfolgs der ersten Unternehmung den Muth nicht, und wirkte im Stillen kraftvoll fort. Sie war überzeugt, daß die Fehler, welche bey den ersten Anlagen, und ihrer Behandlung vorgefallen waren, sich leicht verbessern ließen. Sie legte neue Pflanzungen an, und ließ die Opuntia ein Alter von mehrern Jahren, und eine beträchtliche Höhe erreichen, ehe sie die Insekten dahin brachte. Der Erfolg zeigte bald, daß die Insekten dadurch mehr Kraft, Glanz und Schönheit erhielten. Man veranstaltete verschiedene Versuche, die Insekten zu trocknen, und zur Versendung zuzubereiten. Viele derselben mißlangen, doch endlich brachte man es darin zu großer Vollkommenheit. In Mexiko und Brasilien werden die Insekten in siedendem Wasser getödtet, und dann an der Sonne getrocknet. Man versuchte das nemliche, allein der Erfolg entsprach nicht ganz der Erwartung. Nun wurden die Insekten in hölzerne Gefässe gethan, in denselben auf irrdene Platten über das Feuer gebracht, und so langsam geröstet, bis alle thierische Feuchtig-

keit abgedampft war. Die ersten Versuche mißlangen gleichfalls, bis man auf den Gedanken gerieth, die Insekten während des Röstens beständig umzurühren, und einigemale mit Wasser zu besprengen. Durch dieses Mittel bewirkte man, daß die Insekten mehr getrocknet, als geröstet wurden, durch die starke Hitze keinen Schaden litten, und ihre Farbe in vollem Glanze behielten. In Ansehung des Verpackens gebrauchte man die Vorsicht, dieses zu thun, sobald die Insekten getrocknet waren, damit sie durch die feuchte Luft nicht verdorben wurden, eine Vorsicht, welche früher vernachläßigt wurde. Man verpackte die Cochenille nach dem Beyspiele der Mexikaner in dichte Leinwand, und nähte den Pack in Leder ein. Die zur Probe nach England geschickte Cochenille kam unverdorben dort an, und wurde an Güte der amerikanischen vollkommen gleich gehalten. Zwar schrien die Feinde aller Neuerungen noch immer, und wollten die Güte der bengalischen Cochenille nicht anerkennen, allein die Regierung nahm keine Rücksicht darauf. Sie wußte, daß Vorurtheile durch Widerstand nur gereitzt, durch Nichtbeachtung aber allmählig so geschwächt werden, daß sie am Ende selbst verschwinden. Die Erfahrung hatte dieses ein halb Jahrhundert früher in einem ähnlichen Falle gelehrt. Als die ostindische Compagnie den Anbau des Indigo in Indien begünstigte, schrien die Fabrikanten in dem Mutterlande einmüthig dagegen. Sie fanden an dem bengalischen Indigo hundert Mängel, und schreckten dadurch wirklich viele Unternehmer in Indien von dem Anbau desselben ab. Die Regierung ließ sich indessen nicht irre machen, fuhr fort die Indigopflan-

zungen zu begünstigen, wendete in der Behandlung und Zubereitung alle Sorgfalt an, und brachte es in wenig Jahren so weit, daß der bengalische Indigo im nemlichen Preise, als der von Guatimala, verkauft wurde. Die Pflanzer schämten sich ihrer Muthlosigkeit, und kehrten bald wieder zum Anbau des Indigo zurück. Die Folge davon war, daß England in dem letzten Jahrzehend so viel Indigo aus Bengalen einführte, daß es ganz Europa damit versehen konnte. Die Regierung beschloß in Ansehung der Cochenille die nemliche Beharrlichkeit zu zeigen.

Um indessen keine der gegen die Cochenille in Bengalen gemachten Einwürfe unbeachtet zu lassen, so wurden die noch unbebauten, aber doch des Anbaues in hohem Grade empfänglichen Gegenden in den verschiedenen Provinzen untersucht, und es fanden sich ganze Strecken, welche für Opuntiapflanzungen ganz geeignet waren. Der letzte Einwurf, daß nemlich durch die Menge der Cochenille der Preis derselben so sehr fallen würde, daß kein Profit mehr davon zu erwarten wäre, fand sich eben so wenig gegründet, als die andere. Allerdings würde der Preis der Cochenille sehr vermindert werden, dagegen aber würde man einen stärkern Gebrauch davon machen, und die Färber, welche sich jetzt der hohen Preise der Cochenille wegen zu vielen rothen Farben anderer Färbestoffe bedienen, würden dann dieser den Vorzug geben, weil die Cochenille der Farbe eine Dauer und einen Glanz gibt, welche durch kein anderes Mittel erhalten werden können. Der größere Absatz würde dann das wieder reichlich ersetzen, was an dem Preise vermindert würde. Indigo gebraucht man nur

zu blauer, grüner und schwarzer Farbe, die Cochenille aber kann vom Scharlach an zu allen glänzenden Farben, und durch alle Abstufungen gebraucht werden. Bisher bediente man sich der Cochenille nur zu Färbung der Seide und Wolle. Mit Baumwolle verunglückten lange alle Versuche, obwohl es bewiesen war, daß die Ureinwohner Merikos und anderer Länder ihre Baumwollenzeuge damit färbten. Man erhielt gewöhnlich auf Baumwolle nur eine matte rothe Farbe, welches großen Theils daher kommen mochte, daß man der Theure des Materials wegen sehr wirthschaftlich damit umgieng. Die Regierung veranstaltete mit großen Kosten chemische Versuche, aus welchen hervorgieng, daß man sich der gepulverten Cochenille bey Musselinen, und eines Absudes derselben, statt der Rothspäne, welche die Färber gewöhnlich mit dem Alaun vermischen, bedienen könne. Man erhielt auf diesem Wege viele dunkle und glänzende Farben, welche vorhin ganz unbekannt waren.

Die Folge der Beharrlichkeit der Regierung war, daß viele Pflanzer in Bengalen von ihrem Irrthum zurückkamen, und in dem letzten Jahrzehend viele neue Opuntiapflanzungen angelegt wurden. Schon fängt die Bengalische Cochenille an, in den Handel zu kommen, und wird sicher in wenig Jahren für England eine neue Quelle des Reichthums werden.

Ueber die holländische Niederlassungen an den Flüssen Demerary, Essequebo und Berbice in Guayana, kurze Naturgeschichte dieser Länder, nebst einigen Bemerkungen über die Sitten und dem Charakter der Ureinwohner.

Nachdem Amerika entdeckt war, trachteten alle Völker Europa's einigen Antheil an den neu entdeckten Ländern zu erhalten. Einige gründeten Niederlassungen da, wo die Ureinwohner sie ungestört und friedlich aufnehmen wollten, erweiterten sie nach und nach, und endeten immer damit, die Ureinwohner entweder zu verdrängen, oder zu unterjochen. Andern schien dieser Weg zu Besitzungen zu gelangen zu weitschichtig, und langdauernd, und sie ergriffen ein kürzeres Mittel. Sie ließen sich von dem heiligen Vater alle Länder, welche sie entdeckt hatten, oder noch entdecken konnten, schenken, und nahmen ohne weiters davon Besitz. Die Eingebornen wurden durch die Gewalt der Waffen zurück gedrängt, einige Völker ganz vernichtet, und Ströme von Blut flossen unter den größten Grausamkeiten. Was für ein Recht der heilige Vater habe, Länder zu verschenken, die ihm nicht gehörten; mit welchem Recht man den Besitzern dieser Länder ihr Eigenthum entreißen durfte, darnach wurde nicht gefragt, kurz — der Stärkere wurde Meister. Die alte Welt bereicherte sich durch die Schätze der Neuen, allein diese ungeheuern

Reichthümer waren einigen Völkern Europens mehr nachtheilig, als nützlich. Das Mutterland wurde vernachläßigt, durch das Hinströmen in die neue Welt entvölkert, durch die Reichthümer entnervt, und manche Nation, welche ehedem zu den ersten und mächtigsten der alten Welt gehörte, sank bis, wohl gar unter die Mittelmäßigkeit herab. Die Entdeckungs- und Besitznahmsgeschichte der neuen Welt ist schon so oft beschrieben worden, daß wir den Lesern nichts Neues darüber sagen können, und gehen auch hier, da von den holländischen Besitzungen in Guayana die Rede ist, über die erste Gründung derselben flüchtig weg, um desto mehr von der Wichtigkeit dieser Besitzungen für den Handel, den Produkten dieser Länder aus allen Reichen der Natur, und endlich von den Sitten, den Gebräuchen, und dem Charakter der Ureinwohner zu sagen.

Die holländischen Niederlassungen, von welchen hier die Rede ist, liegen auf dem festen Lande des südlichen Amerika, nicht fern von dem großen Inselmeer, welches sich von dem Mexikanischen Meerbusen an immer längs der Küste hinzieht, und unter dem Namen von Westindien bekannt ist. Diese Inseln gehören verschiedenen europäischen Mächten, und selbst Holland besitzt deren mehrere. Einige dieser Inseln sind von großem Umfange, wie Cuba, Jamaika, Portorico, Martinique, das durch seine Staatsumwälzung in der neuern Geschichte so berühmte, St. Domingo, u. a. m. Andere sind von geringerem Umfange, doch alle für den Handel von großer Wichtigkeit. Man kennt sie sonst auch unter dem Namen der großen und kleinen Antillen, unter welcher Be-

nennung auch noch andere Inselgruppen, als die lucoigischen, die caraibischen ꝛc. begriffen sind. In der Nähe dieses Inselmeers nun gründete Holland auf dem festen Lande an den Mündungen, und längs den Ufern schiffbarer Flüsse, von welchen sie den Namen erhielten, im 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts seine Niederlassungen.

Die erste Gründung der Kolonie an dem Fluß Berbice geschah durch einen Bürger von Vliessingen, Namens van Peere, im Jahre 1626, welcher einige Schiffe dahin schickte, um einen Tauschhandel mit den Eingebornen zu eröffnen. Die Europäer ließen sich in dem Lande nieder, bauten sich an, und die Unternehmung gedieh so gut, daß in einem Zeitraum von 60 Jahren schon viele sehr beträchtliche Plantagen angelegt waren, auf welchen Kaffee, Zucker, Baumwolle, Cacao, Taback, u. s. w. gezogen wurde. Die holländische Westindische Kompagnie eignete sich die Verwaltung und Hoheitsrechte der Niederlassung zu, doch überließ sie diese später an die Familie van Peere als erbliches Lehen. In der Folge wurde, um einen größern Fond zu erhalten, das Ganze in Aktien eingetheilt, welche im Anfang zu 2000 holl. Gulden bezahlt wurden, nachher aber bis auf 200 fl. herabsanken, und die Verwaltung geschah durch einen unter den Aktionären gewählten Ausschuß. Die Einkünfte bestanden in einem Kopfgelde, in Ausfuhr- und Einfuhrzöllen, einer mäßige Abgabe auf den Zucker, Waag- und Lagergeld, u. s. w. Die Einfahrt in den Fluß Berbice ist durch eine Sandbank sehr gehindert, welche macht, daß Schiffe, welche tief im Wasser gehen, großen Gefahren ausgesetzt sind, daher auch die-

se in der Folge lieber nach den Flüssen Demerary und Essequebo segelten. Die ersten Ansiedler mochten die niedere, und sumpfige Lage längs der Küste gescheut haben, und zogen sich eine große Strecke Landeinwärts, wo sie eine Stadt, Zelandica, und ein Fort erbauten. Bald fühlten sie indessen die Unbequemlichkeit der weiten Entfernung von dem Meere, und der langen Schiffahrt auf dem Flusse, und erbauten in einer kleinen Entfernung von der Mündung desselben eine andere Stadt, welche sie Neuamsterdam nannten, und die nun der Hauptort der Niederlassung wurde.

Man klagte allgemein über die Ungesundheit des Landes, auch war wirklich die Sterblichkeit unter Menschen, welche das Clima nicht gewohnt waren, ausserordentlich groß, doch bald kamen aus den benachbarten Inseln neue Ansiedler, welche samt ihren Sclaven, da sie schon länger unter diesem Himmelsstriche wohnten, das Clima sehr gut ertragen konnten. Sie verließen gern die weniger fruchtbaren Inseln, um auf dem festen Lande sich niederzulassen. Auch Engländer, da des wüsten Landes genug zu haben war, kauften sich hier an, und in wenig Jahren sah man da, wo vorher Moräste und undurchdringliche Waldungen waren, die herrlichsten Plantagen entstehen. Die großen Kapitalien, welche englische Unterthanen in den holländischen Besitzungen stecken hatten, machten bey der englischen Regierung den Wunsch rege, sich derselben ganz zu bemächtigen. In frühern Kriegen schon waren diese Besitzungen jedesmal ohne großen Widerstand genommen worden, welches in dem letzten Kriege wieder geschah. Die Regierung verwendete

nun alle Sorgfalt, allen Nachdruck auf ihre Eroberung, und leistete wirklich in einem Zeitraum von 8 bis 10 Jahren mehr, als sonst in einem halben Jahrhundert geschehen war. Eine Strecke Landes von mehr als hundert Stunden in der Länge wurde urbar gemacht, und an die Stelle Tod und Verderben hauchender Moräste traten die herrlichsten Zucker-, Kaffee- und Baumwollenplantagen. Flüsse wurden durch Kanäle verbunden, und die herrlichsten Straßen angelegt.

Gleichen Ursprung, und fast gleiches Schicksal hatten die Niederlassungen an den Flüssen Essequebo und Demerary. Im Jahre 1698 ließen sich da die ersten holländischen Ansiedler, und aus den nemlichen Gründen, wie in Berbice, vernachläßigten sie das Küstenland, und bauten sich im Innern des Landes an. Es wurden große Strecken Landes vermessen, und den Ansiedlern umsonst, und unter der bloßen Bedingung, sie in einer bestimmten Reihe von Jahren urbar zu machen, überlassen. Anfangs wurde Kaffee, Baumwolle, Cacao und Indigo gebaut, später aber vernachläßigte man den Anbau der letztern Gegenstände, weil er nicht einträglich genug war, und Zuckerbau trat an ihre Stelle. Die ersten Jahre wollte die Niederlassung nicht gedeihen, bald aber, als weisere Gesetze gegeben wurden, und auch hieher sich Fremde mit Geld und Menschen zogen, stieg sie im Flor. Die Pflanzer bereicherten sich bald, und lebten nicht nur gemächlich, sondern im Ueberfluß und schwelgerisch. Das vernachläßigte Küstenland wurde auch hier von Engländern angebaut. Sie trockneten Moräste aus, schützten sich gegen Ueberschwemmungen von der Seeseite her durch Dämme, und legten die

herrlichsten Zucker und Baumwollenplantagen an. Großen Gewinn zogen sie aus der Bereitung des Rums, welches die Holländer bis jetzt ganz vernachläßigt hatten. Das Land wurde bis an den Fluß Demerary urbar gemacht. Früher schon waren auch an diesem Flusse Niederlassungen gegründet, da sie aber von keiner großen Bedeutung waren, so blieben sie von denen am Essequebo immer abhängig. Im Jahr 1774 fieng indessen die Regierung an, vorzügliche Sorge für jene Niederlassung zu tragen, und da der Fluß Demerary einen vorzüglich guten Hafen hat, so wurde nicht fern von der Mündung die Stadt und Fort Stabroek erbaut, welche nachher der Hauptort der holländischen Niederlassungen wurde. Verschiedenemale wurden auch diese Besitzungen von den Engländern in Besitz genommen, doch allemal nach erfolgtem Frieden wieder zurückgegeben.

Wir sagten oben, daß die holländischen Pflanzer in allem Ueberfluße, und mit wahrer asiatischer Weichlichkeit lebten. Es gibt indessen Ausnahmen, und Leute unter ihnen, welche mitten unter dem Reichthum Einfachheit der Sitten, ja eine gewiße Rohheit beybehalten, welche mit der Schwelgerey der übrigen auf das lieblichste absticht. Herr Bolingbroke liefert in seiner Beschreibung der holländischen Niederlassungen in Amerika das Bild eines solchen Pflanzers, welches wir seiner Originalität wegen den Lesern wörtlich mittheilen. „Ein Geschäftsbesuch, sagt er, welchen ich Herrn Voss abstattete, überzeugte mich, daß es überall Ausnahmen von der Regel gibt. Mynher Voss ist der Eigenthümer einer Plantage, welche 20,000 Pf. Sterling werth ist, und hat keine

Erben, als eine natürliche Tochter, welche ihm eine Eingeborne des Landes gebahr. Er kam im Jahr 1770 als gemeiner Soldat in dieses Land, trieb einen kleinen Handel, und kaufte sich endlich den Abschied. Seine Ersparnisse, welche in einigen hundert Gulden bestanden, verwendete er zum Ankauf eines kleinen Schiffes, eines Sclaven, und einiger Waaren, welche er von Pflanzung zu Pflanzung verführte, und vortheilhaft absetzte. Bald sah er sich im Stande, an den Ufern des Demerary eine ordentliche Waarenniederlage zu errichten, und später, nemlich im Jahre 1785 ein Stück Landes von 500 Morgen anzukaufen, welches er mit Hülfe von drey Negern in einigen Jahren urbar machte.

Die Absicht meines Besuches war eigentlich, eine Summe von 1000 Pf. Sterling zu erheben. Ich war erstaunt, als ich an den Graben kam, welcher die Pflanzung umgab, nirgend eine Brücke zu finden, und war genöthigt mit meinem Pferd über denselben zu setzen. Bald erblickte ich einen mit Disteln und Dornen fast verwachsenen Fußsteig, welcher mich zu einer Negerhütte führte, wo ich mich nach der Wohnung des Herrn Voss, welche ich in dem angenehmsten Theil der Pflanzung, umgeben von süß duftenden Gesträuchen, zu finden glaubte, zu erkundigen beschloß. Wie groß war daher mein Erstaunen, als eine alte Frau in gebrochnem Holländischen mir zu verstehen gab, daß dieses die Wohnung des Mynheer'n sey, welcher so eben mit seinen Negern sich auf dem Felde befand. Ich stieg vom Pferde, und bat Herrn Voss zu rufen. Ein alter Neger bemächtigte sich meines Pferdes, Miß Voss, ein junges Mestizenmäd-

chen, eilte mit fliegenden Haaren, und baarfuß, ihrem Vater entgegen, und die Alte, welche, wie ich nun erfuhr, die Hausfrau, und Mutter der reizenden Quasheba war, nöthigte mich, um mich vor den brennenden Sonnenstralen zu schützen, in das einzige in der Hütte befindliche Zimmer, welches zugleich als Speisesaal, Prunkzimmer, Schlafkammer und Küche diente. Ich mußte mich auf eine hölzerne Bank setzen, und hatte nun Muße, alle die Schönheiten um mich her zu betrachten. Das Dach bestand aus Pisangblättern, in welche der Zahn der Zeit hie und da Oeffnungen gemacht hatte, welche nun dazu dienten, der Luft und den Sonnenstralen, oder auch dem Regen freyen Durchgang zu gewähren. Die Wände waren aus Baumzweigen geflochten, und das Tageslicht drang durch eine Oeffnung, welche durch einen Laden geschlossen werden konnte. Das Dach diente Ameisen, Scorpionen, und anderm Ungeziefer, welches von Zeit zu Zeit auf dem Lehmboden der Hütte herabfiel, und sich wacker darauf umher tummelte, zur Wohnung. In einer großen Küste befanden sich die Küchengeräthschaften und Vorräthe. Ein alter Tisch, zwey wackelnde Stühle, und eine Bank waren das Zimmergeräth, doch erblickte man in demselben noch viele andere merkwürdige Dinge. An einem Balken hieng ein Hamas, oder Hängebett, in einer Ecke lag eine mit Blättern gestopfte, und mit einer groben Wollendecke bedeckte Matraze, in einer andern befanden sich ein Ballen getrockneter Fische, ein Faß mit gesalznem Fleisch, und noch zwey andere, deren eines mit Taback, das andere mit Salz angefüllt war. An den Dachsparren hiengen in friedlicher Eintracht,

geräucherte Fische, eine Menge Aehren oder Kolben von türkischem Korn, und einige Feldgeräthschaften, als Hacken, Rechen ꝛc. An einem Ende der Hütte befanden sich mehrere kranke Neger, beschäftigt Baumwolle zu reinigen, und in der Mitte standen einige Maschinen, um die Baumwolle von den Samenkörnern zu sondern. Ich saß in tiefer Betrachtung aller dieser Schönheiten, als vom Dache Verschiedenes auf mich niederfiel, und mich nöthigte, meine Blicke dahin zu erheben. Ich erblickte nun ein halbes Dutzend Hühner, welche auf dem Dachsparren Posto gefaßt hatten, und mich nöthigten, meinen Platz eilends zu wechseln. Rings um die Hütte lief eine Menge andern Geflügels, welches, wie ich später erfuhr, ein Eigenthum der Hausfrau war, und mit zu ihren Regalien gehörte. Nun ertönte plötzlich eine grosse Muschel, durch welches Mynheer Voss seine Ankunft verkündete, und zugleich die Neger zur Mittagsmahlzeit berief. Er erschien. Ein hagerer, von der Sonne, denn er trug weder Strümpfe noch Schuhe, verbrannter Mann, dem aber die Gutmüthigkeit aus den Augen lachte. Sein Aufzug paßte zu allen übrigen Schönheiten. Ein Hut, von Pisangblättern gemacht, mit einem ungeheuern breiten Rande, zierte sein Haupt, ein zwey Zoll langes, ganz schwarz gebranntes irrdenes Pfeifchen, seinen Mund. Er trug ein farbiges, gewürfeltes, baumwollenes Hemd, und darüber ein Jäckchen und lange Hosen von grober Leinwand. In einer Hand trug er einen ungeheuren Sonnenschirm. Treuherzig schüttelte er mir nach Landesgebrauch die Hand, und nachdem er sich über die Ursache meines Besuchs erkundigt, und ich auf meiner

meiner Bank wieder Platz genommen hatte, zog er unter dem Tische ein altes Schreibpult hervor, und gab mir, nachdem er meine Anweisung untersucht hatte, sogleich gute Wechsel auf die besten englischen Häuser. Unser Geschäft war in wenigen Minuten abgethan, und mein Wirth wollte nun durchaus, daß ich mit ihm Brauntwein trinken sollte. Da ich es ablehnte, so bewirthete er mich mit vortrefflicher Limonade, und begleitete mich durch seine Pflanzung bis auf die Strasse. Wir reichten uns zum Abschied traulich die Hände, und schieden als gute Freunde."

Die Naturgeschichte der Guyana, besonders der holländischen Niederlassungen, ist noch sehr unvollständig. Die dort lebenden Menschen waren von jeher zu sehr beschäftigt, sich zu bereichern, und vernachläßigten darüber Künste und Wissenschaften. Zwar sind diese Länder schon öfters von Gelehrten bereiset worden, allein es bleibt immer noch viel zu thun übrig. Wir wollen den Lesern einige der vorzüglichsten Bemerkungen mittheilen. Die Berge enthalten sicher edle Metalle, allein man hat es, da der fruchtbare Boden schon Reichthum genug gewährt, nicht rathsam gefunden, sie zu bebauen. Wichtig wäre es für diese Länder, Steinbrüche, besonders Kalksteine zu finden, da jetzt der Kalk, dessen man viel zu den Zuckersiedereyen braucht, mit großen Kosten aus Europa dahin gebracht wird. Man könnte zu diesem Ende auch die Muscheln, welche man so häufig findet, benutzen, allein bis jetzt sind sie ganz vernachläßigt worden. Der Boden ist so üppig, daß man an manchen Orten erst Baumwolle, welche fetten Boden liebt, pflanzen muß, ehe man Zucker und Kaffee

plantagen anlegen kann. Erst wenn der Boden einige Zeit bebaut wurde, und mehrere Ernten getragen hat, wird er milder, und zum Anbau des Zuckers und Kaffe's geeignet. Die Getreidearten gedeihen alle, doch wird vorzüglich Mais, oder türkisch Korn gebaut, welches alle sechs Wochen eine Ernte liefert, und eine sehr mehlreiche Art Korns, welches das Guyanische genennt wird, und nur zweymal im Jahre geerntet werden kann. In den Niederungen sowohl, als an den Abhängen der Berge wächst das vortrefflichste Gras, und aromatische Kräuter. Die aus Europa hieher verpflanzten Obstbäume gedeihen zum Theil vortrefflich, einige aber arteten aus, doch findet man einen Ueberfluß an Früchten, welche nur den warmen Ländern eigen sind. Das Thierreich in diesen Ländern ist sehr zahlreich. Die aus Europa und andern fremden Ländern und Welttheilen hieher verpflanzten Thiere gedeihen, und pflanzen sich fort, doch ändern viele derselben ihre Eigenschaften. Ochsen und Kühe werden größer und fetter, aber ihr Fleisch ist nicht so schmackhaft, als in Europa. Die Pferde sind von kleinem Schlage, aber gut gebaut, und dauerhaft. Der Esel ist einheimisch geworden, und leistet den Einwohnern dieser Länder gute Dienste. Die Schafe verändern ihre Wolle in Haare, ihr Fleisch ist aber besser, und schmackhafter als das der europäischen Schafe. Die aus Europa hieher gebrachten Schweine vermehren sich ausserordentlich, stehen aber der diesen Ländern eigenen Art Schweine, von welchen wir nachher reden werden, an Güte weit nach. Viele dieser hieher verpflanzten Thiere haben sich in den Wäldern verlaufen, und sind

wild geworden. Man findet in den Steppen große Heerden wilder Ochsen und Kühe, Pferde, Schweine etc. auf welche, wie auf anderes Wild Jagd gemacht wird.

Die dem Lande eigenthümlichen Thiere sind folgende: der Tiger, welcher ziemlich dem afrikanischen gleicht, aber viel kleiner ist. Seine Farbe ist braun, mit schwarzen Streifen. Er ist sehr wild und gefräßig, naht sich oft den Pflanzungen, und richtet große Verheerungen unter den Heerden an. Die Tigerkatze ist etwas größer, als unsere Hauskatze. Sie ist braun mit schwarzen Flecken, hat spitze stehende Ohren, und einen langen Schwanz. Ihr Blick ist durchdringend, und sie greift die größten Thiere, wenn sie gereizt wird, selbst den Menschen an. Der Lux hat die Größe eines Hundes, und kömmt in seiner Gestalt, selbst in Hinsicht seiner Farbe, dem Tiger ziemlich nah. Er ist sehr wild, doch wagt er sich nicht an Menschen. Hirsche gibt es zwey Gattungen. Die größere gleicht so ziemlich den europäischen. Diese Thiere bewohnen in zahlreichen Heerden die Steppen, und ihr Fleisch ist gut, doch lange nicht so schmackhaft als das der kleinern Art, welche die Einwohner Wirrebocerra nennen. Diese sind viel kleiner, als jene, von rother Farbe und feinen Haaren, ohne Geweih, haben einen durchdringenden Blick, ausserordentlich feinen Geruch, und eine solche Gelengigkeit, daß sie dadurch den Tigern und andern Raubthieren entgehen. Es kostet den geübtesten Jägern viele Anstrengung, ihrer habhaft zu werden, da sie sehr schüchtern sind, doch läßt man sich keine Mühe gereuen, weil ihr Fleisch ein wahrer Leckerbissen ist. Der Schweine gibt es ebenfalls zwey Arten, deren erste

unsern Schweinen ganz gleich kömmt, mit dem Unterschiede nur, daß sie stärkere Hauzähne, und längere Borsten haben. Sie leben wild, und irren in großen Rudeln in den Steppen umher. Die kleinere Art, welche die Eingebornen Pecari's nennen, und deren Fleisch sie wegen des guten Geschmackes vorziehen, vermehrt sich ausserordentlich. Sie leben auch in großen Haufen beisammen, und lieben vorzüglich Moräste und Sümpfe, wo es oft den Jägern sehr schwer fällt, ihnen beizukommen. Sie sind rother Farbe, mit, besonders auf dem Rücken, langen und starken Borsten. Auf dem Hinterleibe haben sie eine Drüse, welche einen stinkenden Saft enthält. Wenn die Jäger ein Pecari erlegen, so eilen sie, diese Drüse auszuschneiden, weil sonst in wenig Minuten sich der Gestank dieses Saftes dem Fleische mittheilt, und dasselbe durchaus ungenießbar wird. Eine der Guyana ganz eigene Art Kaninchen, Pucarara genannt, wird überall häufig gefunden, und des zarten Fleisches wegen sehr geschätzt. Der Pucarara hat die Größe und Gestalt eines Hasen, gräbt sich aber, wie unsere Kaninchen, in die Erde, und vermehrt sich ausserordentlich. Faulthiere findet man viele, und die Landeseinwohner schätzen ihr Fleisch sehr. Das Faulthier hat die Größe eines Fuchsen, und ist mit grauen, borstenähnlichen Haaren bedeckt. Die Vorderfüße sind viel länger, als die hintere, und mit spitzen Klauen versehen, welches ihm das Erklettern der Bäume sehr erleichtert. Seinen Namen mag das Thier wohl von seiner Lebensweise haben, denn es ist so träge, und langsam in seinen Bewegungen, daß es zwey Tage braucht, um einen

mäßig hohen Baum zu besteigen. Wenn es einmal auf einem Baume angekommen ist, so verläßt es denselben nicht eher, bis kein Blatt, keine Knospe mehr an demselben zu finden ist. Nur der Hunger kann es nöthigen, eine neue und beschwerliche Reise anzutreten. Auf dem Baume, wenn es in Ruhe ist, rollt es sich wie eine Kugel zusammen, und es gehört ein geübtes Aug dazu, es in diesem Zustande für ein lebendes Wesen zu erkennen. Affen gibt es in Menge, und sehr verschiedene Arten. Sie verursachen in den Pflanzungen manchmal großen Schaden. Es ist unnöthig alle die verschiedenen Arten dieser Thiere besonders zu beschreiben, da dieß in Reisebeschreibungen und andern Büchern schon so oft geschehen ist, nur zweyer Arten müssen wir erwähnen, weil sie diesen Ländern eigen sind. Der Quato ist ein niedliches Thier von zwey Fuß in der Höhe. Das Gesicht, welches ohne Haare ist, gleicht ganz dem eines Negers. Eine platte Nase, kleine tiefliegende Augen, und große Ohren. Der Körper ist mit feinem glänzend schwarzen Haar bedeckt. Dieses Thier ist ausserordentlich lebhaft, und die Einwohner finden Vergnügen daran, dasselbe zahm zu machen, und als Hausthier zu betrachten. Noch niedlicher ist der Saccowinki, ein Aeffchen, dessen Körper kaum einige Zoll hoch ist. Im Gesicht ist er mit weissen, am Körper mit schwarzen Haaren bedeckt. Diese Thiere werden sehr zahm, leben aber gewöhnlich nicht lang. Eidechsen gibt es eine Menge, und von verschiedener Größe. Eine Art derselben, welche die Einwohner Guana nennen, ist dem Lande eigen. Das Thier hat drey Fuß in der Länge, und eine braune Haut,

welche am Halse schwarze, und über den Körper glänzende blaue Flecken hat. Es ist ganz unschädlich, und nährt sich von Früchten, daher man es gewöhnlich in der Nähe der Obstbäume findet. Die Einwohner lieben sehr das Fleisch dieses Thieres, und die Eyer desselben sind ein köstliches Gericht.

Die ungeheuren Waldungen und Steppen wimmeln von einer Menge kriechender Thiere, Insekten und Ungeziefer. Man findet da Schlangen aller Art, von der großen Riesenschlange an, welche 20 bis 30 Fuß in der Länge, und mehrere im Umfange hat, bis zu den kleinsten, welche kaum Regenwürmern gleichen. Viele derselben sind unschädlich, andere aber sehr gefährlich. Es würde diese Thiere ungleich mehr geben, wenn nicht die vielen Schweine das Land ziemlich davon reinigten. Ein häßliches, seines sonderbaren Baues wegen aber merkwürdiges Thier ist eine Art Kröten, Pipa genannt. Sie ist viel größer als die gewöhnliche Kröte, braun von Farbe, mit gelblicht weissem Bauch. Das Weibchen hat auf dem Rücken mehrere Reihen kleiner Zellen, in deren jeder sich eine Warze befindet, und welche dazu bestimmt sind, die jungen Frösche darin aufzunehmen. Der Laich wird, wie bey unsern Fröschen in Gräben und Pfützen abgelegt, wo er die gewöhnlichen Verwandlungen durchgehen muß. Der Froschwurm steigt alsdann mit Hilfe des alten Pipa auf den Rücken der Mutter, bemächtigt sich einer Zelle, und bleibt darin bis zu seiner völligen Ausbildung ruhig sitzen. Wie reitzend ein so bepacktes Pipa Weibchen aussehen muß, läßt sich leicht denken. Scorpionen, Spinnen, Mücken, u. s. w. gibt es in Menge, sie unterscheiden sich

aber nicht von denen anderer Länder, und verdienen daher keine besondere Erwähnung. Bemerkenswerth ist noch der Wurm, welcher sich in dem Herz der Kohlpalme aufhält, und gebraten einen wahren Leckerbissen liefert.

An Vögeln ist Guyana reich, doch ist bemerkenswerth, daß es wenige Singvögel hier gibt. Die diesem Lande eigenthümlichen Vögel zeichnen sich mehr durch die Schönheit ihres Gefieders, als durch ihre Stimme aus. Die Hühnerhöfe der Pflanzer sind mit allen Arten des zahmen Geflügels versehen, davon mehreres aus Europa hieher verpflanzt wurde, und unter diesem Himmelsstrich treflich gedieh. Man findet da Gänse, Enten, Truthühner, Perlhühner, gemeine Hühner, Tauben, u. s. w. Unter den Vögeln des Waldes zeichnen sich vorzüglich die Adler, und der Surinamsche Falke aus, welcher ausserordentlich listig und gefräßig ist, und den wohlversehenen Hühnerhöfen der Pflanzer manchen Besuch macht. Eine Eigenheit dieses Vogels ist, daß er seinen Kopf zu einer unverhältnismäßigen Dicke aufblasen kann. Von vorzüglicher Farbenschönheit ist ein kleiner Vogel, welchen die Einwohner seines Gesangs wegen Kiki nennen. Er ist von der Größe eines Sperlings. Man findet ihn nicht an der Küste, und die Einwohner bringen ihn aus dem Innern des Landes. Der Spottvogel erhielt diesen Namen, weil er mit vieler Geschicklichkeit den Gesang aller dortigen Vögel nachahmen kann. An Größe kömmt er einer Amsel nahe, sein Gefieder aber übertrifft an Schönheit das der gewöhnlichen Amsel sehr. Er ist schwarz, wie die Amsel, sein Kopf aber, die Brust, und die Spitzen sei-

ner Flügel sind glänzend roth. Sein Nest hängt der Spottvogel an die äussersten Spitzen der Aeste an den höchsten Bäumen. Es wird manchmal von dem Winde gewaltig hin und her geworfen, da es aber wie ein Beutel gestaltet, und sehr tief ist, so liegen die Jungen mit voller Sicherheit in demselben.

Das Meer, und die vielen Guyana durchströmenden, und in das Meer sich ergießenden Flüsse liefern die herrlichsten Fische, und viele andere Wasserthiere. Der Laubba ist ein diesen Gegenden eigenes Amphibium. Es ist von der Größe einer Katze, hellbraun mit weissen Flecken. Der Kopf gleicht dem eines Hundes. Es nährt sich von Wurzeln und Schaalthieren, deswegen es immer an dem Gestade großer Flüsse sich aufhält. So bald es Gefahr wittert, springt es in den Fluß, kann aber nicht tief untertauchen, sondern schwimmt unter dem Wasser fort, da es denn oft auf dieser Wasserreise durch Harpune und Pfeile getödtet wird. Sein Fleisch schmeckt trefflich. Die Krokodille in den Antillen sind mehr häßlich, als gefährlich. Sie haben ganz die Gestalt einer Eidechse, aber, wenn sie ausgewachsen sind, 20 Fuß Länge mit einer verhältnismäßigen Dicke. Sie halten sich gerne in großen Flüssen auf, und bleiben zur Erbezeit ruhig auf dem Schlamme liegen, um sich an der Sonne zu wärmen. Die Haut des Krokodills ist so dicht, daß keine Flintenkugel sie durchdringen kann. Die Eingebornen stellen den jungen Krokodillen begierig nach, und finden ihr Fleisch vortrefflich. Die Seekühe halten sich gewöhnlich in großen Flüssen auf, da, wo das Wasser nicht mehr so gesalzen ist, doch nähern sie sich auch manchmal den Mündungen derselben,

und dem Meere. Eine ausgewachsene Seekuh hat 16 bis 20 Fuß in der Länge, mit einer verhältnismäßigen Dicke. Der Kopf gleicht dem eines Hundes. Dieses Thier säugt seine Jungen, und hat zwey Brüste. Es ist mit einer schwarzen, dicken und runzlichen Haut bedeckt, hat am Bauche zwey große fleischige Flossen, und endet in einen großen und breiten Fischschwanz. Das Fleisch wird von den Einwohnern sehr geschätzt. Ungeachtet der Menge der Fische gibt es keine, welche nicht anderswo auch gefunden würden. Die Küste, und auch die Flüsse wimmeln von Muscheln und Schaalthieren, welche vortrefflich zu essen sind, und deren Muscheln, wie wir oben bemerkten, wohl als Kalk benutzt werden könnten. Längs dem Ufer des Meeres, und auch der Flüsse findet man vortreffliche Crabben. Sie halten sich in großen Löchern auf, und werden zur Ebbezeit von den Einwohnern gesammelt.

Die Waldungen liefern vortreffliches Holz aller Art. Es gehört nicht zu unserm Zwecke, die Holzarten alle herzunennen, welche man da findet, um so weniger, als der größte Theil derselben auch unter andern Himmelsstrichen zu finden sind. Nur einiger Bäume, Gesträuche, und Strauchartiger Pflanzen wollen wir erwähnen, welche theils dem Lande eigen, theils für die Einwohner von großer Wichtigkeit sind. Der Bananas-, Pisang- oder auch Brodfruchtbaum kann eher als Pflanze, als als Baum betrachtet werden. Wenn ein Schößling in die Erde gesteckt wird, treibt er bald Wurzel, und bringt nach Verlauf eines Jahres die ersten Früchte, welche an Gestalt, aber nicht an Größe so ziemlich einer Pastinake gleichen,

denn sie stehen wie Trauben dicht beisammen, und wiegen oft 40 bis 50 Pfund. Der Stamm wird, wenn die Frucht reif ist, dicht an der Erde abgeschnitten, schlägt wieder aus, und liefert mehrere Ernten. Wenn die Frucht geröstet wird, hat sie so ziemlich den Geschmack des Brodes. Man hat noch eine andere Pflanze, oder vielmehr eine Wurzel, welche die Stelle des Brods vertritt, dieses ist, die Cassaya oder Manioc. Die Pflanze treibt eine Art Strauch mit einem knotigen Stamm, und breiten gezagten Blättern. Die Wurzel wird zu Brey zerstossen, der Saft ausgedrückt, und das zurückgebliebene Mehl als Kuchen im Ofen gebacken. Es ist dieses eine gesunde und nahrhafte Speise, welche als Vorrath durch mehrere Monate aufbewahrt werden kann. Der Saft, wenn er gekocht, und stark gewürzt wird, gibt eine vortreffliche Brühe. Ungekocht ist dieser Saft sowohl, als die Wurzel selbst, ein heftiges Gift. Die Kohlpalme, welche einen Stamm von 100 Fuß Höhe treibt, trägt an dem Gipfel eine Art Kohl, welcher vortrefflich schmeckt. Der Ingwer, die Wurzel eines niedern Strauches, geräth, da sie nur in feuchtem Boden fortkömmt, an der Küste vortrefflich. Eben so die Pflanze, oder Strauch, deren Wurzel Erbrechen erregt, und in der Arzneykunde unter dem Namen der Ipecacuana bekannt ist. Von dem Mahagony-Baum, welcher in den Wäldern der Guyana, vorzüglich auf Bergen, denn niedriges, feuchtes Land verträgt er nicht, sehr gut gedeiht, ist zu bemerken, daß sein Holz feinkörniger, und einer feinern Politur empfänglich ist, als das dieser Bäume in andern Ländern.

Die Leser werden aus dem Gesagten beurtheilen, von welcher Wichtigkeit diese Besitzungen für den Handel sind, und bey besserer Verwaltung noch mehr werden könnten. Seit der kurzen Zeit der Besitznahme durch die Engländer hatte sich die Ausfuhr aller Artikel, besonders aber der Baumwolle, um mehr als die Hälfte vermehrt. Im Jahr 1796 wurden in dem Hafen von Liverpool 6000 Ballen Baumwolle, und acht Jahre später 25000 Ballen aus diesen Gegenden eingeführt, und in den andern Häfen Englands war die Einfuhr in gleichem Verhältniß. Seitdem hatte sie sich noch immer gehoben. Großen Vortheil könnte man aus dem Tauschhandel mit den wilden Stämmen ziehen, allein diese ward bisher sehr vernachläßigt. Die Eingebornen zogen sich, nachdem sich die Europäer am Küstenlande festgesetzt hatten, und ihre Besitzungen immer weiter ausbreiteten, in das Innere des Landes zurück. Sie hatten indessen manche Bedürfnisse kennen gelernt, welche ihnen vorher unbekannt waren, und suchen sie jetzt durch Tausch an sich zu bringen. Sie liefern Wachs, Gummi, Balsam, Färbe- und andere Hölzer rc. und nehmen dagegen Eisenwaaren, als Flinten, Messer, Aexte, Fischangeln, Nadeln, und Putzwaaren, d. i. Spiegel, Glaskorallen, u. s. w. Dieser Handel könnte von großer Wichtigkeit werden, wenn man die entlegnern Völkerstämme unter irgend einem Vorwande mehr anzuziehen suchte. Die Spanier haben zu diesem Ende in ihren Besitzungen die Religionsfeyerlichkeiten benutzt. Die Wilden strömen überall herbey, um eine öffentliche Procession rc. zu sehen. Sie lernen immer mehr Bedürfnisse kennen, und der wech-

selseitige Verkehr gewinnt dabey. Die Geschichte lehrt uns, daß man in den ältesten Zeiten diese Mittel ergriff, um die entferntesten Völker herbey zu ziehen, und politische und merkantilische Zwecke dadurch zu erreichen. Die öffentlichen Spiele und Feste der Alten waren nichts anders, als Vereinigungspunkte, wo die Menschen zusammen strömten, wo Bündnisse unter Völkern, Freundschaft zwischen Einzelnen, geschlossen wurden. Es waren im eigentlichsten Sinne große Märkte, wo Menschen aus den entferntesten Gegenden zusammen kamen, und ihre geistigen und körperlichen Bedürfnisse wechselseitig austauschten. Die Holländer, und in den neuesten Zeiten die Engländrr, ergriffen ein anderes Mittel, ihren Waaren Absatz bey den wilden Stämmen zu verschaffen, ein Mittel, welches ihnen auch in anderer Rücksicht viele Vortheile brachte. Sie beschenkten sehr oft die Anführer der verschiedenen Stämme mit europäischen Waaren. Dadurch wurden diese Waaren immer mehr unter ihnen bekannt, und die Nachfrage stärker. Dieses Mittel diente zugleich dazu, sich der Freundschaft dieser Stämme zu versichern, welche in verschiedenen Gelegenheiten für die Europäer von großem Nutzen war. Die Neger empörten sich schon öfters, und da leisteten die Eingebornen, welche überhaupt bey jeder Gelegenheit große Verachtung gegen die Neger blicken lassen, kräftigen Beystand, um die Ruhe wieder herzustellen.

Die Urvölker der Guyana zogen sich, wie in allen fremden Welttheilen von den Europäern besetzten Ländern in das Innere des Landes zurück, wo sie fortfahren, nach ihrer Väter Weise zu leben. Sie sind

in Völkerschaften, oder Stämme getheilt, deren einige zahlreich, andere aber sehr zusammen geschmolzen sind. Viele derselben sind schon ganz erloschen, und es ist keine Spur mehr von ihnen zu finden. Bey allen diesen Stämmen ist Jagd und Fischerey die vorzüglichste Beschäftigung, und die einzige Quelle ihres Unterhalts. Einige treiben Ackerbau, aber niemals mehr, als sie zur höchsten Noth bedürfen, andere führen ein irrendes und nomadisches Leben mit einiger Viehzucht, und einige wenige leben in größter Dürftigkeit in den Niederungen, an den Ufern der Flüsse, und nähren sich von Krabben, Muscheln, und Wurzeln. Jeder dieser Stämme hat seine eignen Gebräuche, doch im Ganzen kommen sie so ziemlich mit einander überein. Wir werden daher von ihnen ein Bild im Allgemeinen entwerfen, und bloß einige Eigenheiten bemerken.

Die Ureinwohner der Guyana glauben an einen Gott, dem Urheber alles Guten, allein, so wie ihre Brüder im nördlichen Amerika, fürchten sie sich sehr vor bösen Geistern, welche den Menschen zu schaden suchen, und durch Opfer und Gebethe besänftigt werden müßen. Sie haben zu diesem Ende Beschwörungen, und überdieß hat jede Familie ihren Priester, welcher zu gleicher Zeit Hausarzt ist, und dessen vorzüglichstes Geschäft darin besteht, die bösen Geister im Respekt zu erhalten. Fällt ein Unglück in der Familie vor, und ist ein Glied derselben gefährlich krank, so hält der Hauskaplan um die Mitternachtsstunde eine Unterredung mit dem schadenfrohen Geiste. Er beschwört ihn, und man vernimmt deutlich zwey Stimmen, ein Beweis, daß die edle Bauchrednerkunst auch

diesen Völkern bekannt ist. Wird das Unglück nun abgewendet, oder geneßt der Kranke, so hat der Beschwörer dessen große Ehre, und wird reichlich belohnt. Bleibt seine Bemühung ohne Erfolg, so ist die Ursache davon, daß der Geist unversöhnlich ist. Man sieht, daß diese Herren et Consorten sich in allen Ländern gern den Rücken frey behalten. Der Sonne, als dem wohlthätigsten Gestirn, erweisen diese Wilden große Verehrung. Sie feyern einigemale im Jahr das Sonnenfest, und versammeln sich zu diesem Ende zu Hunderten. Männer und Weiber, Greise und Kinder erwarten die Sonne bey ihrem Aufgange, und begrüßen sie mit fröhlichen Gesängen. Eben so begleiten sie dieselbe bey dem Untergang zu Grabe. Der Tag wird unter Tänzen und Schmausereyen zugebracht.

Diese Völker haben weder Gesetze, noch Vorgesetzte. Wenn sie mit einem benachbarten Stamme in Krieg verwickelt sind, oder sonst eine große, den ganzen Stamm betreffende Unternehmung vorhaben, so wählen sie einen Anführer, dessen Amt und Ansehen aber nach beendigtem Krieg, oder ausgeführten Unternehmung aufhört. Sie leben nach patriarchalischer Weise, und der Familienverband vertritt bey ihnen die Stelle der Gesetze. Der Aelteste der Familie genießt eines großen Ansehens, und alle Mitglieder gehorchen ihm als ihrem Vater. Die Rache ist das Band, welches sie von Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten an andern zurück hält, denn jede Beleidigung eines Einzelnen geht auf die ganze Familie über, und wird fürchterlich gerächt.

Die Heurathsgebräuche sind bey den Völkern der Guyana die nemlichen, als bey den wilden Stämmen

des nördlichen Amerika. Die Braut wird von ihren Eltern erkauft, oder erhält manchmal noch eine Mitgabe. Bey einigen Stämmen verdient sich der Bräutigam sein Mädchen durch Jahre langen Dienst bey ihren Eltern. Die Weiber sind äußerst gesittet, und nichts weniger als ausgelassen, die Mädchen hingegen führen ein freyes Leben, ohne daß ihr guter Ruf dabey gefährdet würde. Ist ein junger Mensch in irgend ein Mädchen verliebt, so versucht er sein Glück auf eine eigene Weise, ohne seine Gefühle dem Liebchen vorher kund zu thun. Er wandert bey Nacht mit brennender Pfeife in ihre Hütte, welche bey diesen Völkern niemals verschlossen sind. Ist er willkommen, so löscht das Mädchen die Pfeife aus, und der glückliche Liebhaber darf alles wagen, sicher erhört zu werden. Wird die Pfeife nicht gelöscht, so muß sich der junge Mann entfernen, und versucht, ohne Rache im Herzen, sein Glück an einem andern Orte.

Die Weiber und Mädchen besorgen die Hausgeschäfte. Bey denen Stämmen, welche Ackerbau treiben, bebauen sie das Feld, pflanzen Brodfrüchte, Manioc, und Mais, aber nur so viel, als sie zum Unterhalt der Familie nothwendig glauben, warten die Kinder, und weben mit vieler Kunst, und sehr einfachen Werkzeugen, sehr artige und geschmackvolle Zeuge aus Wolle, Baumwolle, auch wohl aus den feinen, und eigens zubereiteten Fasern der Baumrinden. Bey andern Stämmen begleiten sie die Männer zur Jagd und Fischerey. Diese sind der Männer einzige Beschäftigung, und sie bringen es darin zu einer ausserordentlichen Fertigkeit. Die Thiere des

Waldes fangen sie in Schlingen und Fallen, oder tödten sie durch Pfeile. Viele bedienen sich der Feuergewehre, welche sie von den Europäern erhalten. Die Fische werden an dem Angel, oder in Netzen gefangen. Einige Stämme bedienen sich zu dem Fischfang einer Wurzel, welche die Eigenschaft hat, die Fische zu berauschen, so daß sie oben auf schwimmen, und mit der Hand ergriffen werden. Einige Stämme trocknen ihre Vorräthe an der Sonne, oder im Rauch, andere hingegen vernachläßigen auch diese Vorsicht. Sie schmausen so lange sie etwas haben, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Wenn nun unvermuthet ein Hinderniß eintritt, oder ihre Jagd und Fischerey schlecht ausfällt, so leiden sie oft große Noth. Sorglosigkeit ist überhaupt ein hervorstehender Zug in dem Charakter dieser Menschen. Sie kennen und genießen ganz das dolce far niente. Tage lang sitzen sie unthätig in ihrer Hütte, rauchen ihre Pfeife, und unterhalten sich durch Erzählungen, und Gesänge. Der Wilde ißt, wenn er Hunger hat, und kennt keine bestimmte Zeit hiezu. Die Geschichte der Völker belehret uns, daß das überall, als der Natur am angemessensten, der Fall war, bis höhere Ausbildung den Völkern den Werth der Zeit besser kennen lehrte, und sie vermogte, alle ihre Geschäfte, also auch die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, regelmäßig und nach einer bestimmten Ordnung zu betreiben. So unthätig diese wilden Völker manche Zeit ihres Lebens zubringen, so großer und anhaltender Anstrengung sind sie fähig, wenn es die Noth erfodert, welches im Widerspruch zu stehen scheint, weil der Körper durch Unthätigkeit gerne ver-

weich-

weichlicht. In allen Leibesübungen, Laufen, Klettern, besonders Schwimmen, haben sie eine große Fertigkeit, welche ihnen auf ihren Jagden und Fischereyen gute Dienste leistet.

Krankheiten können diese Völker wenige, doch weniger ehemals als jetzt, da sie schon viele fremde Bedürfnisse kennen gelernt haben. Großen Schaden thut ihnen ihr Hang zu starken Getränken, und Branntwein, welchen sie von den Europäern erhalten. Viele Stämme bereiten indessen theils aus Manioc, theils aus dem Mais, starke, berauschende Getränke, welche so ziemlich den Geschmack des Biers haben. Entzündungskrankheiten sind bey ihnen die gewöhnlichsten, und die Priester in allen Fällen ihre Aerzte. Die Weiber halten ihre Niederkunft oft im Freyen, ohne Beistand, ohne alle Plage. Das Kind sowohl als die Mutter, werden sogleich in kaltem Wasser gebadet, und letztere geht dann, als wäre nichts vorgefallen, wieder an ihre Arbeit. Die Mutter verläßt gewöhnlich ihr Kind niemals. Sie trägt es bey denen Stämmen, welche Ackerbau treiben, mit auf das Feld. Das Kind liegt auf einem mit Moos belegten Brette, und ist mit Riemen darauf festgebunden. Die Mutter, wenn sie arbeitet, hängt dieses Brett an irgend einen Baum, und das Kind schläft ruhig fort. So bald die Kinder einige Monate alt sind, werden sie frey auf die Erde hingesetzt, sich selbst überlassen, und sie lernen in unglaublich kurzer Zeit gehen, und ihre Füße und Hände gebrauchen. Krüppel und Ausgewachsene findet man selten unter diesen Völkern. Die Knaben folgen in früher Jugend schon ihren Vätern auf die Jagd, und die Mädchen helfen ihren Müttern bey der Arbeit.

Für die Verstorbenen haben diese Stämme große Achtung, obwohl sie diese gleich bey dem Tode einer Person nicht bezeigen, weil bey den Begräbnißfeierlichkeiten sich gewöhnlich die ganze Verwandtschaft berauscht, und nicht selten sehr lärmende Exzesse dabey vorfallen. Desto auffallender und rührender ist aber das allgemeine Todtenfest, welches alle Jahre gefeyert wird. Alle in dem Laufe des Jahres Verstorbene werden an diesem Tage nochmal ausgegraben. Jene, welche fern von ihrem Wohnorte starben, und eingegraben wurden, werden von ihren Verwandten aufgesucht, und die ausgetrockneten, halb oder ganz verwesten Leichname mit der größten Ehrfurcht, und ohne den mindesten Eckel, zu dem allgemeinen Begräbnißorte getragen. Die Leichname werden von Würmern und allem Unrath sorgfältig gereinigt, und dann neuerdings zur Erde bestattet. Die benachbarten Stämme werden zu dieser Feyer eingeladen, und mehrere Tage nach geschehener Wiederbeerdigung der Leichname öffentliche Spiele gehalten.

Die Grundlage des Charakters dieser wilden Stämme ist Herzensgüte, Frohsinn, Sorglosigkeit, und eine unbegränzte Anhänglichkeit an ihre Familie. Wenn diese Menschen indessen getrunken haben, sind sie zänkisch, und sehr leicht aufzubringen. Sie vertragen sich aber bald wieder, wie alle Kinder der Natur, nur grobe Beleidigungen entflammen ihren ganzen Zorn, und wenn ihre Rachsucht einmal rege geworden ist, so kann sie nur durch Blut befriedigt werden. Dem Heimweh sind diese Menschen sehr unterworfen. Die Holländer versuchten es schon früher, einige nach Europa zu nehmen, in der menschenfreundlichen Absicht,

ihnen manche nützliche Kenntnisse beyzubringen, welche sie dann in der Folge unter ihren Brüdern verbreiten könnten. Kaum waren indessen einige Monate verflossen, als diese Menschen eine unbesiegbare Sehnsucht nach dem Vaterlande befiel. Man brachte sie zurück, und kaum hatten sie den heimatischen Boden betreten, als sie die europäische Kleidung von sich warfen, das Gelernte zu vergessen strebten, und in ihre Wälder zurück eilten, um mit den Ihrigen nach ihrer Väter Weise zu leben.

Ueber die Schedlandsinseln, ihre Wichtigkeit in Hinsicht der Schifffahrt, und den Charakter und besondern Gebräuche ihrer Einwohner.

An der nördlichen und nordwestlichen Küste von Schottland befinden sich in der Nordsee verschiedene Grosbrittannien zugehörende Inselgruppen, unter welchen die Schedlandsinseln die nördlichsten sind. Sie verdienen in mancher Hinsicht näher bekannt zu werden, und sind für den Handel sowohl, als vorzüglich, wie eine Pflanzschule tüchtiger Seeleute betrachtet, für das Mutterland von großer Wichtigkeit. Die Lage dieser Insel, das Clima derselben, und der erste Anblick sind wenig einladend für den Menschen, sich da niederzulassen, und nichtsdestoweniger sind diese Inseln sehr bevölkert. Zu Folge einer zu Anfang dieses Jahrhunderts vorgenommenen Volkszählung be-

fanden sich damals 24,000 Einwohner auf den Schedlandsinseln, und seitdem hat sich die Bevölkerung noch so ansehnlich vermehrt, daß die Regierung es für nothwendig fand, sie zu beschränken. Der Ackerbau dieser Inseln liefert in den fruchtbarsten Jahren kaum für sechs Monate Brod. Das Fehlende muß, da der Fischfang nicht immer ergiebig ausfällt, von dem Mutterlande eingeführt werden. Ein schon länger bestehendes, aber ausser Acht gelassenes Gesetz, zu Folge welchem Niemand sich verheirathen darf, welcher nicht ein bestimmtes Vermögen besitzt, oder irgend ein Handwerk kann, welches im Stande ist, ihn zu ernähren, wurde daher erneuert.

Das Clima in den Schedlandsinseln ist sehr unbeständig, und mehr feucht, als kalt. Der Winter fängt schon im Oktober an, und dauert bis in den May. Schnee bleibt der vielen Nebel, und der feuchten Luft wegen, niemals lange liegen, dagegen wüthen aber in den Wintermonaten fürchterliche Orkane, welche alles zu zerstören drohen. Die Sonne ist in den Wintertagen kaum einige Stunden sichtbar, während des Sommers aber ist fast keine Nacht, weil die Sonne nur kurze Zeit den Horizont verläßt, und bis zu ihrem Wiedererscheinen keine Dunkelheit, sondern nur Dämmerung herrscht. Nichts kann reitzender seyn, als eine heitere Sommernacht auf den Schedlandsinseln. Der Anblick dieser Inseln ist nicht einladend, weil er zu einfach ist, und das Aug keine Ruhepunkte findet. Bloß einige niedere Berge unterbrechen hie und da die Fläche, und Waldungen findet man nirgends. Einer alten Sage zu Folge sollen diese Inseln einst holzreich gewesen seyn, und wirklich

findet man noch häufig tief unter dem Moose, mit welchem der Boden bedeckt ist, Baumstämme halbverwittert liegen, selbst Wurzeln ehemaliger Bäume. Es ist schwer zu begreifen, durch welches Ereigniß diese Inseln alles Holzes beraubt wurden. Man bedient sich zur Feuerung des Torfs, welchen man in Menge, und von vorzüglicher Güte findet. Reichere brennen Steinkohlen. Der Boden ist im Ganzen genommen mit Moos, welches an manchen Orten mehrere Fuß Tiefe hat, bedeckt, doch findet man auch große Strecken eines thonigen, mit Sand vermischten, selbst eines schwarzen, sehr fruchtbaren Erdbodens, welchen die Einwohner zum Ackerbau benutzen. Die Ackerwerkzeuge sind sehr einfach, aber auch sehr unvollkommen, und doch verharren die Schedländischen Bauern hartnäckig bey ihrer Väter Weise. Sie bedienen sich zur Bebauung des Feldes selten des Pfluges, sondern der Hacke, und haben es darin zu großer Fertigkeit gebracht. Man baut Korn, Haber, und Gerste, welche vorzüglich gut gedeiht. Die Wiesen sind in gutem Zustande, und die feuchte Luft ist dem Graswachs sehr zuträglich. Die Schedländer vernachläßigen über den Fischfang, welcher ihre Lieblingsbeschäftigung ist, den Ackerbau sehr. Fällt eine günstige Jahrszeit, oder gutes Wetter zum Fischfang ein, so mögen ihre Aecker und Wiesen indessen unbestellt liegen. Selbst die Ernte versäumen sie darüber, und lassen oft ihr Getreid und Gras so lange stehen, daß es zu Grunde geht. Gartengewächse, besonders alle Wurzelarten gedeihen vortrefflich, und die Viehzucht, wenn sie sorgfältiger betrieben würde, könnte bedeutend werden. Die Ochsen sind klein, aber stark

und nervigt. Ihr Fleisch ist vortrefflich. Die Kühe sind milchreich, und würden es noch mehr seyn, wenn sie besser gewartet würden. Schaafe gibt es auf den Schedlandsinseln viele, und gedeihen sehr gut. Man hat in den letzten Jahren sie durch aus England gebrachte Widder zu veredeln gesucht. Die Schedländer sammeln keinen Wintervorrath für ihre Schaafe. Diese Thiere irren, selbst bey strenger Kälte, im Freyen umher, und sorgen für ihren Unterhalt selbst. Wenn die Erde, welches aber selten geschieht, ganz mit Schnee bedeckt ist, so bleibt ihnen kein ander Mittel übrig, sich zu nähren, als die am Strande des Meeres wachsenden, oder von demselben ausgeworfenen Seepflanzen zu benagen. Es ist zu bewundern, mit welcher Bestimmtheit sie von den entferntesten Hügeln, und immer zur Zeit der Ebbe, den Weg nach dem Strande finden, um sich ihre Nahrung zu holen. Eben so sinnreich wissen sie sich gegen die heftigen Stürme, und das damit verbundene Schneegestöber zu schützen. Sie stellen sich in einen dichten Kreis, die Köpfe einwärts gekehrt, und trotzen so den heftigsten Stürmen. Es geschieht nicht selten, daß sie von dem Schnee ganz bedeckt werden, und wie unter einem Gewölbe mehrere Tage lang unter demselben stehen. Das nemliche findet auch auf der Insel Island statt. Seit einigen Jahren haben viele Krankheiten, als die Räude, Blindheit, Wassersucht, und vorzüglich die auch in unsern Ländern bekannte Drehkrankheit, unter den Schaafen auf Schedlands Inseln eingerissen. Das merkwürdigste und nützlichste Thier auf diesen Inseln ist das Pferd. Die Schedländischen Pferde sind klein, aber äußerst fein gebaut, und sehr

dauerhaft. Man findet die nemliche Race auf allen dort in der Nordsee gelegenen Inselgruppen, vorzüglich auf den Orkaden, die schönsten aber auf der Schedländischen Insel Fetlar. Diese Thiere leben im wilden Zustande bis zu einem Alter von drey Jahren. Dann werden sie eingefangen, und abgerichtet, welches, da sie sehr sanft und gelehrig sind, sehr bald geschehen ist. Auch die abgerichteten Pferde bleiben selten im Stalle, und irren, selbst im Winter und während der größten Stürme, im Freyen umher. Wenn das Futter ihnen auf den Hügeln umher zu mangeln beginnt, nähren sie sich am Strande von Seegras, doch nähern sie sich, wenn die Erde lang mit Schnee bedeckt ist, den menschlichen Wohnungen, gleichsam um ihre Hülfe anzuflehen. Diese Thiere verrathen in Allem einen ausserordentlichen Scharfsinn. Sie wissen durch die mit Moos und Heidekraut bewachsenen Ebenen, wo kein menschliches Aug einen Weg, oder Fußstapfen zu unterscheiden im Stande ist, den Weg richtig zu finden. Wenn in der feuchten Jahreszeit der Nebel so dicht liegt, daß man kaum einige Schritte vor sich hin sehen kann, so wissen sie richtig den einmal betretnen Weg, und kommen immer in der geradesten Richtung zu Hause an. Der Reisende, wenn er sich nicht zu recht zu finden weiß, welches in diesen unwegsamen Gegenden sehr leicht der Fall ist, thut daher am besten, sich ganz der Leitung seines Pferdes zu überlassen. Die Pferde dieser Inseln, durch ihre Lebensweise abgehärtet, erreichen ein hohes Alter. Es ist nichts Seltenes, Pferde von 30 und mehr Jahren anzutreffen, welche noch rüstig, und zu aller Arbeit tauglich sind. Die Ausfuhr der

Schedländischen Pferde nach Schottland, Irrland und selbst England ist kein unbedeutender Handelsartikel, und da immer die stärksten und größten Pferde ausgeführt werden, so bleibt der Zügel immer der nemliche, doch hat man seit einigen Jahren durch norwegische Beschäler die Pferdezucht zu veredeln gesucht. Zahmes Geflügel gibt es in Menge, und Gänse, Enten, und Hühner sind um sehr wohlfeilen Preis zu haben. Da es keine Waldungen gibt, so findet man wenig Wildpret, eine Gattung Kaninchen ausgenommen, welche vortrefflich schmecken. Dagegen wimmelt es von Schnepfen, und allen Arten von Moos- und Wasservögeln. Die Schedländer sind leidenschaftliche Jäger, und lassen sich das Recht zu jagen nicht nehmen. Alle Zeit, welche sie dem Fischfang und dem Ackerbau entübrigen können, bringen sie auf der Jagd zu. Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen ist, den Adlern, welche in den Felsen an dem Meeresufer nisten, nachzustellen. Es ist dieses eine sehr gefahrvolle Unternehmung, denn, abgerechnet daß die Jäger die steilsten Felsenwände zu erklimmen haben, vertheidigen die Alten ihre Jungen mit vieler Kühnheit. Die Jäger wagen sich daher nur zu den Nestern, wenn sie die Alten entfernt glauben. Sie erklimmen den Felsen, indem sie den Kopf und das Gesicht mit Stroh bedecken. Sind die jungen Adler noch nicht flügge, so ist es ein Leichtes, sie wegzunehmen. Sind sie aber schon ausgewachsen, oder es kommen unvermuthet die Alten in ihr Nest zurück, so entsteht ein wüthender Kampf, und es ist schon mancher Jäger von ihnen fürchterlich zerfleischt, oder wohl gar von den Klippen herabgestürzt worden.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Schedländer, und die reichste Quelle ihres Unterhalts, ist der Fischfang. Die Küsten dieser Inseln wimmeln von allen Arten der vortrefflichsten Fische, und wechseln von Monat zu Monat mit andern ab. Manche Art Fische, welche in gewissen Monaten sich hart an der Küste aufhalten, verschwinden plötzlich, oder ziehen sich auf viele Meilen weit in die See zurück, wo sie von den kühnen Fischern aufgesucht werden. Es vereinigen sich gewöhnlich mehrere Familien, wohl auch die Einwohner eines ganzen Dorfes, zum gemeinschaftlichen Fischfang. Die Gesellschaft zieht aus, und nimmt von einer Strecke des Meerufers, auf welcher sie Hütten errichten, Besitz. Sie fangen die Fische längs dem Ufer in Netzen, gewöhnlich aber mit Angeln, welche an Stricken von 50 und mehr Klaftern Länge immer vier Fuß eine von der andern befestigt sind. Ihre Fahrzeuge sind leichte, mit einem Segel versehene Barken. Auf jeder derselben befinden sich 6 bis 8 Menschen, welche einige Tausend Klaftern mit Angeln versehene Stricke bey sich haben. Sie werfen sie aus, und fassen damit eine große Fläche des Meeres ein. Weiber und Kinder stehen am Strande, und folgen allen Bewegungen der Fischer mit ihren Blicken. Nach einer bestimmten Zeit werden die Angeln eingezogen, und der Fang unter dem Jubelgeschrey der Zuschauer an das Ufer gebracht. Alle leben nun im Ueberfluß, und die vorräthigen Fische werden nun geräuchert, vorzüglich aber an der Luft getrocknet. Jede Familie hat zu diesem Ende eine eigene Hütte, Skio genannt. Sie ist von allen Seiten geschlossen, hat aber so künstlich angebrachte Luft-

züge, daß die Fische in kurzer Zeit getrocknet sind, und dann lange Zeit aufbewahrt werden können. Ein großer Leckerbissen ist indessen für die Schedländer ein Fisch, welcher schon in Fäulniß überzugehen anfängt, so wie unsere Leckermäuler halb verfaultes Wildpret oft unvergleichlich finden. Es gibt Jahreszeiten, in welchen die Schedländer des Fischfangs wegen, sich weit in die offne See wagen, und oft mehrere Tage lang nicht zurückkommen. Es ist rührend anzusehen, wie die Weiber und Kinder, wenn Sturm droht, oder wohl schon ausgebrochen ist, auf die Zurückkunft ihrer Väter und Gatten harren, wie ihre Beklemmung mit jedem Augenblicke wächst, und oft in Verzweiflung übergeht. Ehedem fuhren die Fischer, wenn sie von der hohen See zurückkamen, gerade gegen die Brandung an, und viele dieser schwachen Fahrzeuge giengen dabey mit Mann und Maus zu Grunde. Nun haben sie aber gelernt zu laviren, nähern sich nur allmählig dem Gestade, und es ereignen sich viel weniger Unglücksfälle. Die Ausfuhr der geräucherten, getrockneten, und gesalznen Fische bildet einen beträchtlichen Handelsgegenstand. Besonders wichtig ist der Thran, welcher aus der Leber eines Fisches, unter dem Namen Coal-Fish bekannt, bereitet wird. Es sind schon öfter in einem Jahre mehrere tausend Tonnen Thran ausgeführt worden. Die Küsten wimmeln übrigens von Austern, und andern Muschelthieren, Krabben, und besonders Seekrebsen, welche aber wenig geschätzt werden.

Das Schicksal der Schedländischen Inseln hat schon verschiedene Veränderungen erlitten. Ehedem standen sie unter norwegischer, dann dänischer Herr-

schaft, und man findet noch viele Ueberbleibsel der alten Verfassung, und der alten Gesetze. England, seitdem es den Besitz dieser Inselgruppen hat, scheint ihren Werth zu verkennen, wenigst behandelt er sie sehr stiefmütterlich. Die Orkaden, so wie die Schedlandsinseln müßen die Abgaben und Taxen, wie andere Grafschaften des brittischen Reiches bezahlen, haben aber das Recht nicht, sich im Parlament vertreten zu lassen. Die Regierung trat im Jahr 1742 schon die Einkünfte der Orkaden und Schedlandsinseln an die Grafen Morton ab, welche ihre Rechte an die Familie Dundas übertrugen, die noch im Besitz derselben ist. Diese Einkünfte bestehen in Grundzinsen, welche von allen urbar gemachten, und angebauten Feldern entrichtet werden müßen. Man findet auch Spuren von den ehemals in so vielen Ländern üblichen Frohn- oder Zwangdiensten, indem manche Bauern gehalten sind, für Rechnung des Herrn zu arbeiten, auch wohl zu fischen.

Der Handel der Schedländischen Inseln ist nicht so bedeutend, als er seyn könnte, wenn die Menschen thätiger wären. Von der Ausfuhr der Pferde, der geräucherten und gesalzenen Fische, und des Thrans haben wir schon geredet. Es liefern diese Inseln überdieß einige Fabrickwaaren in den Handel. Ehemals waren die hier verfertigten Strümpfe sehr berühmt, und wurden stark ausgeführt, da sie aber alle mit der Nadel gestrickt wurden, so konnten sie im Preise gegen die an dem Webestuhl verfertigten nicht bestehen. Grobe Tücher, und Decken sind ein anderer Ausfuhrartikel, welcher indessen ehedem auch bedeutender, als jetzt war, da diese Tücher stark nach

Schottland und Irrland verführt wurden. Aus dem Seegras wird an verschiedenen Orten Kelp bereitet, und für die Färbereyen stark verführt. Die Fabrikation des Kelps ist sehr einfach, beschäftigt aber eine Menge Hände, besonders Weiber und Kinder, welche dabey guten Verdienst finden. Das Seegras wird zur Ebbezeit abgeschnitten, und zum Trocknen ausgebreitet. Eine viereckigte Grube wird mit dem trocknen Gras angefüllt, und darin verbrannt. Man legt so lang frisches Gras nach, und unterhält das Feuer, bis die Grube mit einer grauen, klebrichten Materie angefüllt ist. Dieses ist der Kelp, welcher dann in Tonnen verpackt, und so in den Handel gebracht wird. Seit einigen Jahren wurden einige Manufakturen gegründet, in welche Strohhüte, und andere feine Strohwaaren geflochten werden. Diese Hüte, Körbchen ꝛc. werden stark nach England, und von da in andere Länder verführt. In diesen Manufakturen finden viele Menschen, besonders Mädchen Beschäftigung, und Brod. Großen Verdienst und Gewinn ziehen die Einwohner der Schedländischen Inseln von dem Wallfischfang. Mehrere Hunderte widmen sich alle Jahre diesem Geschäfte, und fahren auf den Wallfischfang nach Grönland. Schon bey dem Fischfang an ihren Küsten, vorzüglich aber auf ihren Reisen nach Grönland, werden diese Menschen mit allen Gefahren der Schifffahrt vertraut, und muthige, vortreffliche Seeleute. Dieses ist auch der größte Vortheil, welchen England von diesen Inseln zieht, gute Matrosen zu erhalten. Die Schedländer bezeigten auch von jeher große Neigung für den Seedienst. Viele Hunderte dienten freiwillig auf den englischen Schiffen, seitdem

aber auch hier das Matrosenpressen eingeführt, und die jungen Leute mit Gewalt aus den Armen der Ihrigen gerissen wurden, verlor sich diese Liebe für den Seedienst, denn der Mensch verträgt einmal den Zwang nicht. Die jungen Schedländer suchen nun eben so ängstlich den Zwang sich zu entziehen, als sie sonst freudig und freywillig auf die englischen Schiffe als Matrosen eilten. Es geschieht häufig, daß, während die jungen Leute eines Sprengels zum Tanz und zum Vergnügen versammelt sind, die Matrosenpresser in ihrer Mitte erscheinen, und die bestimmten Opfer davon führen. Wer nur kann, der rettet sich, und viele junge Leute haben auf ihrer Flucht schon auf den Klippen, oder in den Fluthen ihren Tod gefunden.

Der Charakter, und die Sitten der Schedländer haben, so wie die aller Inselbewohner, etwas Eigenthümliches. Sie zeichnen sich besonders durch eine große Anhänglichkeit an ihr Vaterland, und eine entschiedene Vorliebe für die Gebräuche ihrer Väter aus. Sie sind, wenn sie im Auslande sich befinden, häufig dem Heimweh unterworfen. Nur wenn sie auf der See sich befinden, sind sie in ihrem Element, und unternehmen die größten Seereisen mit Muth und Standhaftigkeit. Sie sind sanft, sorglos, und sehr zur Fröhlichkeit aufgelegt. Musik und Tanz sind ihre Lieblingsbeschäftigungen, und sie haben eine besondere Anlage dazu. Sie haben eine sehr angenehme Stimme, und eigenthümliche, lieblich tönende Volksgesänge. Wenn sich die jungen Leute Abends, oder an Festtagen, versammeln, so werden immer Rundgesänge angestimmt, und die fröhlichen Stimmen ertönen weit durch die heitere Nacht. Sie begleiten

den Gesang häufig mit der Geige, doch findet man noch manchmal ein diesen Inseln eigenes Instrument, Gue genannt. Dieses Instrument gleicht ziemlich einer Baßgeige, ist nur mit zwey Pferdehaarenen Saiten bespannt, und hat einen sanften aber klagenden Ton. Die Schedländer haben übrigens in ihren Gesängen, und in ihrer Musik viel von ihren Nachbarn den Schotten entlehnt. Ihre Tänze sind originell, und besonders dazu geeignet, durch sanfte Wendungen den Reitz eines schönen Wuchses bemerkbar zu machen.

Die Schedländer bekennen sich zur christlichen Religion, welche aber noch durch den krassesten Aberglauben entstellt wird. Es befinden sich auf den Inseln vierzig Pfarreyen, und in jeder derselben sind seit einigen Jahren Schulen errichtet worden, in welchen die jungen Leute im Lesen und Schreiben, und in der Religion unterrichtet werden. In Lerwik, der Hauptstadt der Schedlandsinseln ist eine Schule für angehende Seeleute, sie wird aber wenig besucht, denn die Schedländer glauben, daß sie nach ihrer Väter Weise die Schifffahrt besser durch Uebung, als durch mündlichen Unterricht erlernen können. Die Sitten auf diesen Inseln waren von jeher rein und unverdorben, es scheint aber, daß die neu errichteten Strohflechtermanufakturen einen schädlichen Einfluß haben, denn Sittenlosigkeit fängt an die Oberhand zu gewinnen. Die Mädchen aus den entferntesten Kirchsprengeln kommen da zusammen, sind sich selbst überlassen, sehen und hören Manches, das sie vorher nicht wußten, und verpflanzen es dann bey ihrer Rückkehr unter ihren Gespielen und Gespielinnen weiter.

Der Aberglaube unter diesen Menschen ist gränzenlos, und liefert oft lustige Auftritte. Auf den Fischfang, der vorzüglichsten Beschäftigung der Schedländer, hat er besonders großen Einfluß. Wird ein neues Schiff erbaut, so darf es nicht eher gebraucht werden, bis der Wahrsager, deren es immer in jeder Gemeinde einen, oder mehrere gibt, seinen Ausspruch darüber gethan hat. Er zieht die Sterne darüber zu Rath, ob das Schiff ein guter Segler wird, ob es dem Wind und Wellen trotzen kann, ohne umzuschlagen, und vorzüglich, ob die Menschen, welche es besteigen, glücklich auf dem Fischfang seyn werden. Fällt der Spruch des Wundermanns ungünstig aus, so muß das Schiff geändert werden, oder wird wohl gar zertrümmert, und die Planken dem Feuer preis gegeben. Ehe die Fischer auf ihren Fang ausgehen, wird allemal das Schicksal um Rath gefragt, und auf ihrem Wege nach dem Strande vermeiden sie sorgfältig, Jemanden zu begegnen, es wäre denn einer, von dem die Erfahrung bestättigte, daß er unter einer glücklichen Constellation geboren wurde. Hat der Fischer unter Wegs auf gewiße, Unglück bringende Dinge gestossen, oder hat ihn Jemand gefragt, wohin er gehe, so kehrt er eiligst um, und hütet sich diesen Tag noch auszugehen. Ein Boot, welches einmal in die See gestochen hat, darf vor Sonnenuntergang nicht wieder an das Land gebracht werden, und auf der See bedienen sie sich eigener, in ihrer gewöhnlichen Sprache unbekannter, mit der norwegischen Mundart aber verwandter Ausdrücke, und dieses aus dem Grunde, weil die alten Norweger als glückliche Fischer bekannt waren. Die Zauberer und Hexen, an

welche die Schedländer fest glauben, sind ihnen fürchterliche Geschöpfe, und es gibt in jedem Distrikte Schlauköpfe oder Betrüger, vorzüglich von weiblichem Geschlechte, welche diesen Volkswahn zu benutzen, und ihr Schäfchen dabey zu scheeren wissen. Sie sind von aller Verfolgung gesichert, denn jeder scheuet sich, ihnen zu nahe zu kommen, oder sucht, durch Geschenke ihre Gunst zu erkaufen. Ist ein Mensch krank geworden, so wird gewöhnlich den Zauberern die Schuld beygeschrieben, und zu Beschwörungen früher, als zu Arzneymitteln Zuflucht genommen. Eben so verhält es sich mit den Krankheiten des Viehes. Allemal muß eine Hexe Schuld daran seyn, und man glaubt allgemein, daß die Hexen die Gestalt einer Nachteule, eines Raben, oder eines andern Vogels annehmen, sich in die Ställe, oder unter die Heerden einschleichen, und das Vieh bezaubern können. Besonders fürchterlich sind den Schedländern die Truden. Dieses sind Feen, welche in Steinklippen und unzugänglichen Wildnissen hausen, und sehr bösartiger Natur sind. Man sieht sie oft mit ihrem ganzen Hofstaat durch die Lüfte reiten. Sie entwenden den Müttern ihre Kinder, oder wohl gar die Mutter selbst, um sie als Säugamme für die jungen Feenprinzen zu gebrauchen. An die Stelle der gestohlnen Körper setzen sie Truggestalten, welche den wirklichen Menschen ganz gleichen, aber an ihrer blassen Gesichtsfarbe, und daran, daß sie allmählig dahin schwinden, leicht zu erkennen sind. Wir würden nicht enden, wenn wir die lächerlichen Irrwähne dieser Menschen alle herzählen wollten. Bemerkenswerth ist indessen für den Beobachter, daß der Aberglaube bey allen Völkern immer die nemliche

Rich-

Richtung nimmt, und unter kleinen Abänderungen überall der nemliche ist, und schmerzlich für den Menschenfreund, zu gewahren, daß viele Volkslehrer fast bey allen Völkern Gefallen daran finden, den Volksirrthum zu nähren, und ihren Vortheil daraus zu ziehen, welches auch bey den Schedländern der Fall ist.

Die Wohnungen der Schedländer sind elende Hütten, in welchen Menschen und Vieh unter einem Dache Platz finden, das Feuer in der Mitte brennt, und der Rauch sich durch das Dach den Ausgang nach Belieben sucht. Seit einigen Jahren fängt man indessen an, Schornsteine einzuführen, und die Häuser bequemer und reinlicher einzurichten. In den größern Ortschaften, besonders in der Stadt Lerwik findet man schon sehr bequeme, von Ziegelsteinen erbaute Häuser. Die Kleidung der Schedländer besteht in einem groben Tuche, Wadmill genannt, und statt des Leinengeräths bedienen sie sich eines dünnen Flanels. Die Weiber sind in selbstverfertigte grobe Zeuge gekleidet. Die Schuhe sind aus ungegärbtem Leder, und ihre Fischerkleidung aus Schaaffellen gemacht. Die Volksklasse nährt sich größtentheils von Brod, Milch, Butter, und Fischen, welche sie, wie schon gesagt wurde, frisch, gesalzen, geräuchert oder auch halb faul genießen. Ihr Getränk ist Wasser, und ein aus Molken bereitetes Getränk, bland genannt. Es ist angenehm zu trinken, säuerlichen Geschmacks, und läßt sich viele Monate aufbewahren.

Die Menschen erreichen auf diesen Inseln ein hohes Alter, wozu wohl ihr mäßiges Leben, und die viele Bewegung beitragen mögen. Die Weiber kom-

men gewöhnlich ohne allen Beystand nieder, und gehen sogleich nach ihrer Niederkunft wieder an die Arbeit. Die Pocken richteten einst große Verheerungen an, sind aber, seitdem die Kuhpockenimpfung eingeführt wurde, fast ganz verschwunden. Sonderbar ist es, daß Schwermuth, der Spleen der Engländer, auch in diesen Inseln zu finden ist, welches wohl seinen Grund in der dichten und feuchten Luft haben mag. Auch Schlagflüsse kommen häufig vor, und in den neuern Zeiten die Schwindsucht, welches die Aerzte der sitzenden Lebensweise in den Manufakturen, an welche diese Menschen einst gar nicht gewohnt waren, zuschreiben. Scrofeln, und alle Arten Drüsenkrankheiten werden von dem Clima häufig erzeugt, und ehedem waren der Grind, die Krätze, und der höchste Grad derselben, die Elephantiasis, eine wahre Plage dieser Inseln, welche aber, seitdem mehr Reinlichkeit unter den Einwohnern herrscht, größtentheils verschwunden ist. Die Aerzte in diesen Inseln sind im eigentlichen Ausdrucke wahre Unwissende, und die Natur muß das Beste thun.

Die Statue Peters des Großen in Petersburg, und Erzählung eines bey ihrer Errichtung vorgefallenen rührenden Auftritts.

Wenn es jemals ein Mann verdiente, daß ihm ein Denkmal errichtet werde, so war es Peter, ein Fürst, welcher, selbst in der Unwissenheit und Bar-

barey erzogen und geboren, den großen Gedanken faßte, sein Volk der Rohheit zu entreissen, und allmählig auszubilden; welcher damit anfieng, sich selbst erst unterrichten zu lassen, und unter hundert Beschwerlichkeiten und Gefahren das Licht, und die Kenntnisse, welche er über sein Volk verbreiten wollte, bey gebildetern Nationen aufzusuchen; welcher sein Werk mit Eifer begann, und mit Standhaftigkeit verfolgte; welcher sich weder durch das Unglück niederschlagen, noch durch das Glück berauschen ließ; welcher den Muth hatte, sich den Machinationen eines mächtigen Standes, der seinen menschenfreundlichen Absichten Hindernisse in den Weg legen wollte, entgegen zu stellen; welcher groß genug dachte, auf dem Thron Freundes Rath zu hören, und zu befolgen, und welcher Bescheidenheit genug besaß, von sich selbst einzugestehen, daß er, der es unternommen habe, ein rohes Volk zu bilden, nicht einmal Kraft genug besitze, seine eignen Leidenschaften zu bezähmen. Wenn die Straße einmal gebahnt ist, dann ist es leicht, darauf fort zu wandern, und die dem Zeitgeist angemessenen Fortschritte zu machen. Wer aber der erste die Schranken durchbricht, und seinen Nachkommen den Weg eröffnet, der verdient sicher den Namen eines Wohlthäters, und ist er ein Fürst, den eines Vaters des Volkes. Dieses fühlte Catharina II., eine würdige Nachfolgerin des ersten Gründers der russischen Größe, und sie beschloß, ihm ein Denkmal zu errichten, welches des großen Mannes würdig wäre.

Alles, was diese, ungeachtet aller ihrer Schwächen, vortreffliche Frau unternahm, hatte den Stempel der Größe, und dieses war auch hier der Fall.

Sie ließ von der Gränze Finnlands her einen ungeheuren Granitblock kommen. Die Herbeyschaffung dieser unförmlichen Masse kostete ungeheure Summen, und konnte nur durch künstliche Maschinen bewerkstelligt werden. Man sieht noch in Petersburg das Modell dieses Felsens, samt aller zu seiner Fortbringung nothwendigen Maschinen, und die späte Nachkommenschaft wird noch staunen, und kaum begreifen, wie es möglich war, das Werk zu vollbringen. Der Fels kam glücklich in Petersburg an, und wurde von der Kaiserin dem Künstler übergeben, welcher bestimmt war, die kolossale Statue Peters zu Pferde zu verfertigen. Catharinens Absicht war, daß der Fels in seinem rohen Zustande gelassen, der Statue zum Fußgestell dienen sollte. Der schrofe, unbehauene Stein sollte figürlich die vielen Hindernisse bezeichnen, welche Peter zu übersteigen hatte, ehe er auf dem Gipfel ankam.

Der Künstler, ein Franzose, Falconet war sein Name, blieb in Hinsicht der Statue Catharinens Plan vollkommen getreu, und lieferte ein Meisterstück, allein in Hinsicht des Fußgestells erlaubte er sich Veränderungen, welche den großen Eindruck, welchen es machen sollte, um vieles verminderte. Peter befindet sich zu Pferde auf dem Gipfel des Felsens, und an dem Rande eines steilen Abgrundes. Das Pferd bäumt sich fürchterlich, und hat so vielen Ausdruck und Natur, daß der erschrockne Zuschauer alle Augenblicke befürchtet, es werde den gefährlichen Sprung in den Abgrund wagen. Peter sitzt ruhig und voll Zuversicht auf dem Pferde. Mit der Linken hält er die Zügel, und die Rechte streckt er aus, als wollte er sein Land segnen, und beschützen. Zu des Pferdes Füßen ringelt sich zer-

quetscht, und in Todeszuckungen eine ungeheure Schlange, welche sich dem Kaiser in den Weg legen wollte. Peter ist mit Lorbeeren bekränzt, und mit einer Toga bekleidet, welche rückwärts in der Luft flattert. Das Gesicht des Helden hat Ausdruck und Majestät, und es soll der Sage nach, ganz ähnlich seyn. Man verdankt dieses der Liebe, denn Peter soll auf seinen Reisen in Frankreich in ein Mädchen verliebt geworden seyn, die Geliebte eine Büste ihres fürstlichen Liebhabers zum Andenken erhalten, und Falconet diese Büste bey der Modlung seiner Statue benutzt haben. Diese Sage mag nun gegründet seyn, oder nicht, so viel ist indessen gewiß, daß das Gesicht sehr edel ist, und daß, wenn Peter nicht wirklich so aussah, er doch wohl so hätte aussehen können. Künstler finden auch, wie überall, an dieser Statue etwas auszusetzen. Sie behaupten, der ausgestreckte rechte Arm sey zu steif und unnatürlich, und der Oberleib im Verhältniß zu dem untern zu lang. Das Pferd finden alle schön und tadelfrey. Die Schlange ist mit vielem Scharfsinn benutzt worden, um der Statue Kraft und Haltung zu geben. Die Hinterfüße, da das Pferd sich bäumt, wären unvermögend gewesen, die ungeheure Last der Statue zu tragen. Der Künstler benutzte die Schlange, um diesem Uebelstande abzuhelfen, und wußte sie künstlich mit den Hinterfüßen, und dem Schweif des Pferdes zu verschlingen, daß dadurch das Gleichgewicht hergestellt wurde.

Bis hieher hatte der Künstler Catharinens Absicht ganz erfüllt, in Ansehung des Fußgestells verfehlte er sie. Er bemeiselte den Felsen so sehr, daß er seine natürliche Gestalt ganz verlor. Es ist noch

immer ein ungeheurer großer Stein, aber kein natürlicher Felsen mehr. Auf der einen Seite bearbeitete er ihn Teraffenförmig, und auf der andern senkrecht, als ein Abgrund. Er glaubte dadurch seiner Statue auf der Spitze des Felsens ein günstigeres Licht zu verschaffen, doch erkannte er später seinen Fehler selbst, und fügte an verschiedenen Stellen Steinmassen hinzu, allein er konnte dem Felsen seine natürliche Gestalt nicht wieder geben. Die Kaiserin war auch, als sie die Statue zum erstenmale sah, entrüstet darüber, und fragte den Künstler voll Unwillen, was denn aus ihrem Felsen geworden sey? Auf zwey Seiten des Fußgestells liest man die Aufschrift: Petro primo Catharina secunda, Peter dem Ersten Catharina die Zweyte. Die Kaiserin mag wohl selbst das Erhabne, und Schmeichelhafte, welches in dieser Aufschrift besonders für sie lag, gefühlt haben.

Als der festliche Tag herangekommen war, an welchem die Statue eingeweiht werden sollte, wurden große Vorbereitungen gemacht. Die Statue stand da, wo sie noch ist, auf dem Isaaksplatze, einem der schönsten öffentlichen Plätze in Europa. Auf einer Seite die prächtige Kirche, auf der andern der herrliche Pallast, welcher unter dem Namen des Marmorpallastes bekannt ist, und jetzt von dem Grosfürsten Constantin bewohnt wird. Die Statue war von allen Seiten mit Brettern zugeschlagen, daß von ihr und dem Fußgestell nichts zu sehen war, doch war die Einrichtung so künstlich gemacht, daß auf einen Wink, und in einem Augenblick das ganze Gerüst zusammenstürzen, und die Statue frey dastehen mußte. An dem zur Feyer bestimmten Tage strömte mit Anbruch des

Tages schon eine unzählbare Volksmenge dem Platze zu. Das Militär besetzte in langen Reihen die Straßen, um alle Unordnung zu verhüten, und die Leibwache zog einen weiten Kreis um die Statue, damit der Zudrang des Volkes nicht zu groß werde, und dadurch irgend ein Unglück entstehe. Die Reichen und Vornehmen besetzten die eigens dazu aufgerichteten Gerüste, und für die Kaiserin und ihren Hofstaat war ein großer Balkon zubereitet, und herrlich verziert worden. Gegen Mittag erschien sie mit großer Pracht, und mit der ihr eignen Würde und Majestät. Glocken ertönten, Kanonen donnerten, Trommeln und Trompeten schmetterten durch die Luft, und auf dieses schreckliche Geräusch folgte eine Grabesstille. Aller Augen waren nach dem Orte hingerichtet, wo das geliebte Bild erscheinen sollte, und jeder fürchtete, es um einige Augenblicke zu spät zu erblicken. Das Zeichen wurde endlich gegeben, die Verhüllung verschwand, und ein allgemeines Geschrey der Freude, und der Bewunderung ertönte durch die Luft. Die Kaiserin selbst schien sehr gerührt zu seyn, allein ihre Rührung sollte noch durch einen Vorfall eigner Art vermehrt werden.

In dem Augenblicke, als die Statue Peter des Großen den Blicken der vor Freude jauchzenden Volksmenge erschien, drängte sich ein Greis mit jugendlicher Kraft und Muth durch die erstaunten Zuschauer, durchbrach die Reihe der Soldaten, und stürzte athemlos an dem Fußgestell der Statue nieder. Die Kaiserin, welche den Auflauf bemerkte, erkundigte sich nach der Ursache, und ließ den Mann, welcher in eine Uniform, wie sie die Marinesoldaten zu Peters

Zeiten trugen, gekleidet war, vor sich rufen. Er erschien, allein seine Kräfte waren erschöpft, und Altersschwäche war wieder an die Stelle der augenblicklichen Anstrengung getreten. Er erklärte der Kaiserin, daß er zwar kein Russe von Geburt sey, aber unter Peter dem Großen auf der Flotte gedient habe. Bey dem im Jahre 1725 erfolgten Tode desselben, befand sich Resen, so hieß der merkwürdige Greis, auf dem schwarzen Meer. Er diente noch dreißig Jahre theils als Soldat, theils als Matrose, und als er nach einem so langen Zeitraum mit seinem Abschied nach Petersburg zurück kam, fand er alles verändert, und seine Zeitgenossen todt, oder weit entfernt. Niemand nahm sich seiner an, und er mußte sich glücklich schätzen, einen kleinen Gnadengehalt zu erlangen. Seit dem lebte er still, und von aller Welt vergessen. Nur die Hoffnung, das Bild seines geliebten Herrn zu erblicken, hatte ihn aus der Einsamkeit hervorgezogen, und die Freude darüber ihm jugendliche Kräfte gegeben. Dieses war es, was Resen der Monarchin erzählte, welche sich staunend zu ihrer Umgebung wendete. Sie hegte Anfangs den Verdacht, daß dieses wohl nur eine verabredete Scene seyn könnte, bestimmt, sie zu überraschen, oder wohl gar ihr die Lehre zu geben, alte Diener nicht zu vergessen, nachdem sie sich aber von der Wahrheit der Sache überzeugt hatte, überhäufte sie den Greis mit Wohlthaten. Er erhielt freyen Zutritt in das Schloß, und Catharina fand Gefallen daran, sich oft mit ihm zu unterhalten. Niemand wollte ehedem den armen Resen kennen, und nun drängten sich alle Höflinge um ihn, denn es war von jeher Sitte, den

Günstlingen der Fürsten zu schmeicheln, und sie zu vergessen, ja zu verfolgen, wenn sie diese Gunst verloren haben. Der Greis lebte noch viele Jahre, und starb erst gegen Ende des verfloßnen Jahrhunderts.

Der Stein des h. Antons in Nowgorod, nebst Bemerkungen über einige noch wenig bekannte Gebräuche in Rußland.

Obwohl Rußland in allen seinen Theilen schon oft, und vollständig beschrieben wurde, so glauben wir doch den Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen aus einem noch wenig bekannten Werke einige Auszüge liefern. Es ist dieses Herrn Rober-ker Porter's Beschreibung einer in den Jahren 1805 bis 8 durch Schweden und Rußland gemachten Reise, welche 1809 zu London im Drucke erschien. Wir beschränken uns auf die Fahrt von Petersburg nach Moskau, und liefern, ohne dieser beiden Städte, welche bekannt genug sind, Erwähnung zu thun, blos einige Bemerkungen, welche der Reisende unter Weges machte.

Er rühmt sehr die Bequemlichkeit, mit welcher man bey der strengsten Kälte mit unglaublicher Schnelligkeit in den Kibitken, einem bekannten russischen Fuhrwerke, dahin fährt. Man belegt das Innere der Kibitke mit Matratzen und Kissen, und die mit Pelzen vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllten Reisende

legen sich hinein, und unterhalten sich traulich, ohne von der durchdringenden Kälte etwas zu fühlen. In den großen und dichten Wäldern, durch welche der Weg hinführt, begegnet man oft Karavanen von hundert und mehr Schlitten der Bauern, welche ihre Waaren in die entferntesten Städte zu Markte bringen. Ein Mann führt oft mehrere Schlitten, und die Gesellschaft stimmt längs des Weges trauliche Nationalgesänge an. Reitzend ist der Anblick einer solchen Karavane, wenn bey aufgehender Sonne Menschen und Thiere vom Reif wie überzuckert erscheinen. Die Einrichtung der russischen Bauernhäuser ist bekannt. Sie bestehen aus aufeinander gelegten Balken, welche, ohne nur einen Nagel zu haben, fest verbunden sind. Diese Wohnungen haben den Vortheil, im Sommer kühl, und im Winter warm zu seyn. In jeder bedeutenden Stadt findet man als Waare solche vorräthige Wohnungen, mit welcher sich der Landmann zu jeder Stunde versehen kann, und in Moskau waren vor dem großen Brande Niederlagen, aus welchen sich ganze Dörfer mit Wohnungen versehen konnten. Brennt ein Dorf ab, so kann es in wenig Tagen wieder aufgebaut werden.

Auf der Straße von Petersburg nach Moskau befinden sich, Nowgorod und Twer ausgenommen, wenig bedeutende Orte. Erstere, der Geburtsort der berühmten Olga, welche im zehnten Jahrhundert da regierten, war lange Zeit die Residenz der Beherrscher des Landes, und in solchem Glanze, daß es zum Sprichwort wurde, zu fragen: wer wird Gott, und der großen Stadt Nowgorod Widerstand leisten? Nun ist der Glanz derselben so ziemlich vergangen,

und die prächtigen Thürme, und andere Ueberbleibsel ehemaliger Größe stechen mit dem itzigen Zustande der Stadt auf das Grellste ab. Sie wird durch den Fluß Wolkof, welcher sich nicht ferne davon in den See Ilmen ergießt, in zwey Theile getheilt. Die Sophienkirche, welche von Wladimir vor ungefähr tausend Jahren erbaut wurde, ist, ohne schön zu seyn, ein merkwürdiges Denkmal der alten Baukunst, und steht bey dem Volke der vielen Reliquien wegen, welche darin sind, in großem Ansehen. Man findet in derselben unter andern den Stein des h. Antonius. Die Sage meldet, daß der Heilige sich einst dieses Steins, welcher einem ungeheuren Mühlstein gleicht, statt eines Kahns bediente, und darauf wohlbehalten heranruderte. Die Einwohner des Landes, durch dieses Wunder überzeugt, nahmen nun die von Anton gepredigte Lehre an. Zum Andenken an dieses Ereigniß wurde ein Kloster gestiftet. In der Kirche befinden sich viele Grabmäler, und an der Decke gewahrt man mehrere von dem Zahne der Zeit fast ganz verzehrte Fahnen.

Twer liegt an dem Zusammenfluß der Twerza und der Wolga, eines Flusses, an dessen Ufern einst mehrere kriegerische Völker wohnten, und welcher seiner guten Fische wegen bekannt ist. Diese Stadt war einst die Nebenbuhlerin Nowgorods. Der Sohn Alexander Newsky's Yarastof der dritte erhielt dieses Fürstenthum zum Erbe, und seine Nachkommen wohnten lange in dieser Stadt. Sie wird durch die Wolga getheilt, und die eine Hälfte, welche 1763 abbrannte, wurde von Catharina II. nach einem sehr schönen Plane wieder erbaut. Sie gründete daselbst mehrere

Schulen und öffentliche Institute, und streckte denen, welche bauen wollten, beträchtliche Summen ohne alle Zinsen vor. Twer ist seiner Lage wegen für den Handel ein bedeutender Ort, und es werden von den dortigen Kaufleuten große Geschäfte nach der Hauptstadt, und den Provinzen gemacht. Dem Reisenden begegnete in dieser Stadt etwas, dessen wir erwähnen zu müssen glauben, weil es den mehr als duldsamen Charakter der gemeinen Russen bezeichnet. Er hatte seinen Wagen, an welchem eine Kleinigkeit zerbrochen war, ausbessern lassen, und der Wirth machte dafür eine Rechnung von dreißig Rubeln. Alle Vorstellungen des Reisenden über die Unmäßigkeit der Forderung blieben fruchtlos, bis sein Bedienter, welcher als geborner Russe die Landessitte kannte, dazu kam. Kaum war dieser von der Sache unterrichtet, als er den Wirth beym Bart ergriff, und so lang mit seinem Stock bearbeitete, bis dieser mit zwey Rubeln sich begnügte, und nach erhaltener Züchtigung den Reisenden unter großen Bücklingen, und wiederholter Danksagung für die Ehre seines Besuchs, zum Wagen begleitete.

Der Reisende sah in Moskau bey dem Fürsten Bagration ein erst kürzlich von dem Fürsten Gallizin erfundenes musikalisches Instrument. Es hat viele Pfeifen, deren jede nur einen Ton anspricht. Zu einer vollständigen Musik gehören zwey und vierzig Menschen, deren jeder nur eine Pfeife zu bedienen hat, und immer den nemlichen Ton hören läßt. In einiger Entfernung soll diese Musik etwas Erhabenes haben, in der Nähe aber zu lärmend, und zu verworren klingen. Der Reisende fand übrigens mit al-

lem Rechte den Anblick so vieler zu dieser sinnlosen Arbeit verdammten Menschen für ein feines Gefühl kränkend, um so mehr, als er erfuhr, daß diese Menschen, welche Leibeigne sind, sehr oft mit dem Instrument verkauft werden, und wie Vieh aus einer Hand in die andere übergehen.

Der Reisende spricht nun von dem großen Luxus, welchen die Reichen und Vornehmen im Lande in einer zahllosen Dienerschaft zeigen. Da indessen alle, oder doch der größte Theil ihrer Diener Leibeigene von ihren Gütern sind, so kosten sie nur wenig, es werden aber dadurch eine Menge Hände der Arbeit entzogen, und diese Menschen lernen im Müßiggange ihnen vorher fremde Laster kennen, welche sie dann wieder weiter verbreiten. In den Häusern der Großen findet man noch häufig Hofnarren und bezahlte Lustigmacher. Ihr Geschäft besteht blos darin, ihren Leichnam gut zu nähren, und bey Festen die Gäste durch ihre Possen zu unterhalten. Ehedem, und auch jetzt noch, war es Sitte, Zwerge zu halten, und man findet unter ihnen manche, welche durch Schönheit, und Ebenmaß ihres Körperbaues sich auszeichnen. Peter der Große war ein großer Freund dieser von der Natur verwahrlosten Geschöpfe, und es starb erst am Ende des verflossenen Jahrhunderts in Petersburg im Wohlstand der Zwerg, welcher bey diesem Fürsten in vorzüglicher Gunst gestanden hatte. Peters Schwester veranstaltete einst die Hochzeit zweyer Zwerge. Hundert solche kleine Geschöpfe waren eingeladen, um dem Feste beyzuwohnen, und es durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Sie fuhren in kleinen,

ihrem Körperbau angemessenen Wagen, und zum Gespann hatte man die kleinsten Pferde ausgesucht, welche nur zu finden waren.

Helsingher, die ehemalige Residenz der Jütländischen Könige, und Hamlet's Geburtsort.

Es ist niederschlagend für den Freund der Geschichte, auf jedem Blatte wahrzunehmen, wie alles auf dieser Erde vergänglich ist. Nur der Ruhm, der Ruf großer, guter oder böser Handlungen, lebt in dem Andenken der Menschen fort, alles Uebrige vergeht, und in wenig Jahren ist keine Spur mehr davon zu finden. Ganze Länder, welche einst blühten, sind jetzt verwildert, und zur Wüste geworden. Völker, welche einst ihrer Macht, und noch mehr ihrer Bildung und Kenntnisse wegen glänzten, sind entweder ganz erloschen, oder so in Rohheit herabgesunken, daß sie mehr Thieren als Menschen gleichen. Ihrer Hände Werke, Meisterstücke der Kunst und der Größe, zerfielen, und von vielen ist keine Spur mehr vorhanden, nicht einmal der Ort richtig anzugeben, wo sie einst stunden. Dieses ist der Fall mit Helsingher. Als Dänemark, Norwegen und Schweden noch in mehrere kleine Königreiche eingetheilt waren, war Helsingher der Wohnort der Könige von Jütland. Die Stadt, und das königl. Schloß, waren nach Verhältniß der damaligen Zeiten groß und prächtig. Menschen tum=

melten sich da, von Leidenschaften aller Art getrieben, wacker herum, und verrichteten Handlungen, von welchen die Geschichte noch spricht. Wie hat sich alles dieses geändert? Die Stadt ist von ihrem Glanz so herabgesunken, daß es jetzt für den Reisenden eine wahre Heldenarbeit ist, sich durch den Schmutz der finstern und unreinen Straßen durchzuarbeiten, und von dem Schlosse ist so sehr alle Spur verschwunden, daß man mit Gewißheit den Ort angeben kann, wo es stand. Die Stadt ist jetzt nur deswegen noch von einiger Bedeutung, weil sie eine sichere Rhede für die durch den Sund in die Ostsee gehenden, und von daher kommenden Schiffe hat. Man kann öfters einige hundert Schiffe da vor Anker liegen sehen, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Sie liegt an dem Eingange des Sunds, und hat in einiger Entfernung das feste Schloß Cronenburg, welches dazu bestimmt ist, die Durchfahrt durch die schmale Straße zwischen Dänemark und Schweden zu beherrschen. Man glaubte allgemein, daß es unmöglich sey, den Durchgang zu erzwingen, allein Nelson bewies in unsern Tagen das Gegentheil. Er drang mit seiner Flotte, obwohl er von dem Schlosse Cronenburg aus mehr als 300 Feuerschlünden beschossen wurde, welche ihm aber, da er sich sehr nahe an der gegenüber liegenden schwedischen Küste hielt, der Entfernung wegen wenig Schaden thun konnten, bey frischem Winde durch den Sund, und erschien zum großen Schrecken vor Dänemarks Hauptstadt. Die Aussicht auf den Kanal, und die nahe schwedische Küste ist, besonders vom Schlosse Cronenburg aus, reitzend, dieses ist aber auch das einzige Schöne, das man da findet.

Der gefühlvolle, mit Schakespear's Werken bekannte Reisende, betritt mit heiliger Schwärmerey den Geburtsort Hamlet's, welchen der Dichter verewigte. Er glaubt in seiner Begeisterung den Prinzen auf der Altane des Schlosses mit dem Geiste seines Vaters sich unterhalten zu sehen; er folgt ihm in das Zimmer der Königin, wo der Prinz den Horcher Polonius ermordet; er sieht die trostlose Ophelia sich in den Fluß stürzen. Dieses und ungleich mehr glaubt der begeisterte Reisende zu erblicken, und wird auf die unangenehmste Weise aus seiner Träumerey geweckt, denn er findet auch keine Spur des Alterthums mehr, welche ihn darin erhalten könnte. Zwar führt man ihn in einen in einiger Entfernung von der Stadt gelegenen Garten, Hamlets Garten genannt, allein er überzeugt sich bey dem ersten Anblicke, daß die Ruinen, welche er da findet, viel jünger, und nicht aus Hamlet's Zeiten sind. Er wendet seine Blicke überall umher, und findet keine Spur des Alterthums mehr. Wahrscheinlicher ist es, daß das ehemals königl. Schloß auf der Anhöhe lag, auf welcher jetzt die Veste Cronenburg sich befindet, doch auch hier findet man keine Ruinen mehr, welche die strenge Prüfung der Alterthumskundigen aushalten könnte.

Schakespear hat den Stoff zu seiner Dichtung aus der wirklichen Geschichte genommen, und ist der Wahrheit so ziemlich getreu geblieben. Wir wollen den Lesern einen Auszug aus den dänischen Annalen liefern, welche Saxo Grammaticus gegen das zwölfte Jahrhundert in lateinischer Sprache verfaßte, und sie werden finden, daß die Geschichte mit Schakespear's Hamlet sehr übereinstimmt. Der König von Jütland

land Formendill verehlichte sich mit Gertrud der einzigen Tochter Rurics des Königs von Dänemark. Sie hatten nur einen Sohn, Amlettu's (Hamlet) genannt, welcher in früher Jugend so viel körperliche und geistige Eigenschaften verrieth, daß sein Oheim Fengo, welcher vor seiner Geburt Hoffnung zur Thronfolge hatte, eifersüchtig darüber wurde. Er fühlte Liebe zu seiner Schwägerin, und da diese seine Gefühle erwiederte, faßten sie den Entschluß, den König bey Seite zu räumen. Fengo bestieg wirklich den Thron, indem er die Wittwe seines Bruders ehlichte, allein Hamlet, welcher mündig zu werden anfieng, und die an seinem Vater verübte Mordthat vermuthete, beschloß sie zu rächen. Um das Mistrauen seines Oheims und jetzigen Stiefvaters nicht rege zu machen, fieng er an, sich wahnsinnig zu stellen, allein Fengo traute ihm nicht, und versuchte durch verschiedene Mittel die Wahrheit zu entdecken. Er veranstaltete eine Zusammenkunft zwischen dem Prinzen, und einer seiner liebsten Jugendgespielinnen, allein Hamlet blieb auf seiner Hut, und seiner Jugendfreunde Vorsicht machte, daß er keine Blöße gab. Wer erkennt hierinn nicht Schakespaer's Horatio und Ophelia? Eine andere Zusammenkunft Hamlets mit seiner Mutter glückte nicht besser. Der König hatte in der Königinn Zimmer einer seiner Getreuen verborgen, nach Schakespaer hinter einer Tapete, nach dem Geschichtschreiber unter einem Haufen Binsen oder Stroh, mit welchen in jenen Zeiten die Zimmer der Vornehmen belegt wurden, — in der Hoffnung, daß der Prinz sich verrathen werde. Hamlet, welcher eine Bewegung zu bemerken glaubte, machte, indem er

das Geschrey eines Hahnes nachzuahmen suchte, Sprünge im Zimmer umher, und da er unter seinen Füßen einen menschlichen Körper fühlte, zog er sein Schwert, und erstach den ungebetenen Horcher. Nun wendete Hamlet sich an seine Mutter, und machte ihr ihres Verbrechens wegen in Ausdrücken, welche der Derbheit der Sprache und jener Zeiten angemessen waren, bittere Vorwürfe. Auch hierin blieb der Dichter der Geschichte getreu. Höre mich, rief er unter anderm aus, durch Laster besudeltes, durch deine Thaten, und durch deine Heucheley eckelhaftes Weib! du, deren Athem durch die Falschheit ihres Herzens verpestet ist! Es ist wahr, ich habe die Rolle eines Wahnsinnigen, eines Rasenden gespielt, um mich den Fallstricken, welche mir gelegt werden, zu entziehen. Besänftige diese Wuth, indem du aus deinem Herzen den Samen des Giftes entfernest. Du wandeltest einst auf der Bahn der Tugend. Erinnere dich jener sanften Freuden, und kehre zurück, damit dein Sohn noch einmal den Schimmer der reinen Freude auf der Stirne seiner Mutter erblicken möge!

Dem Geschichtschreiber zu Folge wurde die Königinn durch die Anrede ihres Sohnes tief gerührt, und der König, welcher die Sinnesänderung seiner Gemahlin bemerkte, beschloß, auf eine andere Weise sich des Sittenpredigers zu entledigen. Zu diesem Ende schickte er Hamlet als Gesandten nach England, und gab ihm zur Begleitung zwey seiner vertrautesten Hofleute mit. Diese sollten dem König von England ein Schreiben übergeben, in welchem Fengo ihn bat, den Prinzen bey Seite räumen zu lassen. Dieser vermuthete eine Nachstellung, und es gelang ihm den

Brief, welchen der König seinem Vertrauten mitgegeben hatte, während der Ueberfahrt durch List zu erhalten. Er verwechselte ihn, nachdem er sich durch seine eigne Augen von der Verrätherey überzeugt hatte, schnell mit einem andern Schreiben, in welchem der König von England gebeten wurde, die beiden Ueberbringer als gefährliche Landesverräther mit dem Tode bestrafen zu lassen, welches auch sogleich nach ihrer Ankunft geschah. Hamlet wurde mit Auszeichnung empfangen, und erwarb sich nicht nur des Königs Freundschaft, sondern in dessen Tochter auch eine Gemahlin. Die Prinzessin wurde von Hamlet's angenehmem Aeußern, und vorzüglich von seinem Unglück gerührt, und reichte ihm die Hand. Man sieht, daß man in jenen rohen Zeiten die feine Kunst noch nicht kannte, das Interesse mit scharfer Wage zu untersuchen, und Bündnisse zu schließen, ohne die gegenseitigen Gefühle dabey zu Rath zu ziehen.

Da Hamlet indessen von seines Vaters Geist fortwährend zur Rache aufgefodert wurde, kehrte er bald nach Hause zurück, und wurde von dem Volke, welches über die verbreitete Nachricht von seinem Tode trauerte, mit Jubel empfangen. Der König war eben beschäftigt, in Helsingher mit heuchlerischer Traurigkeit wegen Hamlets Tod Trauergepränge zu veranstalten, als dieser zu seinem großen Schrecken selbst erschien. Er hätte vielleicht jetzt schon seine Rache befriedigen können, allein es schien ihm der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen zu seyn. Er fuhr fort, den Wahnsinnigen durch alle Grade zu spielen, bis er endlich, als Fengo eben ein großes Fest gab, den Pallast in Flammen setzte, bis in das Innerste des-

selben drang, und den erschrocknen König, nachdem er ihm alle seine Verbrechen vorgeworfen hatte, mit eigner Hand durchbohrte.

Hamlet ließ sich nun zum König krönen, und nachdem er im ruhigen Besitz des Landes war, kehrte er nach England zurück, um seine Gattin heimzuführen. Auf der Reise dahin gab er einen auffallenden Beweis der menschlichen Unbeständigkeit. Er verliebte sich in die Tochter des Königs von Schottland, und erhielt Gegenliebe. Da es in jenen Zeiten erlaubt war, öffentlich mehrere Frauen zu haben, eine Sitte, welche in den verfeinerten Zeiten dahin berichtigt worden seyn soll, daß man bloß das Oeffentlich wegstrich, und das übrige mit einem dichten Schleier des Geheimnisses behängte, so kam Hamlet mit zwey Gemahlinnen in sein Land zurück. Nicht lange genoß er der Ruhe. Der König von Dänemark, — man wird sich erinnern, daß Hamlets Mutter die Tochter Rurics von Dänemark war, — kündigte ihm den Krieg an. Man kämpfte mit Erbitterung, und abwechselndem Glücke, bis endlich das Glück Hamlet'n verließ. Er wurde geschlagen, und von Vigilot dem Sohne Rurics ermordet.

Die Leser, welche mit Schakespaer's Werken bekannt sind, werden nun zu beurtheilen im Stande seyn, in wie fern der Dichter der Geschichte getreu blieb. Zugleich wird sich ihnen die Bemerkung aufdringen, daß in jenen Zeiten die Verbrechen nakt und ungeschmückt da standen, welche später unter mancher Art der Verhüllung nur um desto gefährlicher erschienen.

Bruchstücke aus dem Leben Karls des Großen, als Beyträge zur Geschichte seiner Zeit.

Große Männer, besonders wenn sie von erhabenem Stande sind, werden selten von ihren Zeitgenossen richtig beurtheilt, weil die Leidenschaften bey den gefällten Urtheilen noch zu vielen Antheil haben. Schmeichler von der einen Seite, von Eigennutz oder Schwärmerey geleitet, vergöttern alle Handlungen ihrer Lieblingshelden, und entfernen in ihren Lobeserhebungen alles, was nur den geringsten Schatten auf jene werfen könnte. Von einer andern Seite erheben gallsüchtige Menschen, oder solche, welche sich in ihren Rechten gekränkt glauben, oder wohl auch bloß Eifersüchtige, ihre Stimme, tadeln alle Handlungen bedeutender Männer, und entstellen, indem sie alles mit ihrer Galle beträufeln, diese so sehr, daß man sie unmöglich im rechten Lichte erkennen kann. Der Nachwelt ist es vorbehalten, das Wahre von dem Falschen zu trennen, und ein von Vorurtheil freyes Urtheil zu fällen. Sehr oft geschieht aber auch dieses nicht, denn die Menschen sind nur zu geneigt, andere nach dem Maasstab ihrer Zeit zu messen. Sie verstehen es nicht, sich im Geist in jene Zeiten zu versetzen, in welchen jene berühmten Männer, welche sie beurtheilen wollen, lebten. Sie bedenken nicht, daß sich jene Männer nach dem Zeitgeist richten mußten, und daß Gesetzgeber, Helden und Fürsten durch ihre Gesetze, Volkslehrer und Gelehrte durch ihre Grundsätze, das Glück und die Fortschritte ihrer Völ-

ker allmählig befördern, keineswegs aber gewagte Sprünge thun, und die noch bestehenden Klüfte wohl unmerklich einebnen, aber nicht plötzlich überschreiten dürfen. Wir sahen Beyspiele davon in allen Zeiten, und erst im verflossenen Jahrhundert in einem mächtigen Reiche, wo ein übrigens großer Fürst seine edlen und menschenfreundlichen Absichten nicht durchsetzen konnte, weil er den Geist seiner Zeit nicht gehörig schonte, und zu rasche Schritte thun wollte. Er wurde verkannt, und verläumdet, doch die Vorurtheilsfreye Nachwelt wird ihm Recht wiederfahren lassen.

Gleiches Schicksal traf auch Karl den Großen. Nicht nur seine Zeitgenossen, sondern auch Schriftsteller der späten Nachwelt tadelten ihn bitter, und verkannten das Gute, das er für seine Völker that. Als Beyspiel wollen wir nur Voltair'n anführen, welcher seine glänzende aber beissende Feder dazu benutzte, Karls Herzens und Geistesfehler im schwärzesten Lichte darzustellen, ohne seinen großen Handlungen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er schildert ihn als einen Usurpator, als einen Tyrannen. Es lassen sich allerdings manche seiner Handlungen, z. B. seine Härte gegen seine eignen Verwandten, das durch ihn unter dem Vorwande der Bekehrung, zum Christenthum vergossene Blut so vieler tausend Menschen rc. nicht rechtfertigen, allein man kann nicht läugnen, daß Karl einen weit umfassenden Geist hatte, daß er alles that, was in seinen Kräften stand, um seine Völker in allem, was Einfluß auf ihr Glück haben konnte, vorzurücken, daß er Weisheit in seinen Planen, Thätigkeit und Beharrlichkeit in der

Ausführung derselben zeigte, und daß er bloß deßwegen nicht immer seine Zwecke erreichte, weil er mit der Unwissenheit eines noch halb rohen Volkes zu kämpfen hatte.

Ungeachtet Karl durch seine vielen Feldzüge, welche er theils freiwillig unternahm, theils, um die an den Gränzen eindringenden Feinde zurückzudrängen, unternehmen mußte, einen großen Theil seines Lebens beschäftigt war, so verlor er doch das innere Wohl seiner Staaten, die Bildung seiner Völker niemals aus den Augen. Er gründete Volksschulen, und wollte, daß vorzüglich die Mönche sich mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigen. Um von oben herab auf das Volk zu wirken beförderte er Künste und Wissenschaften. Er zog fremde Gelehrte an seinen Hof, und überhäufte sie mit Ehre und Wohlthaten. In seinem Pallaste errichtete er eine Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er selbst wurde, und keinen Vorrang, keinen andern Platz in derselben behaupten wollte, als welcher ihm als Mitglied zukam. Jedes Mitglied wählte sich einen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen passenden Namen eines berühmten Mannes aus der Vorwelt. Karl, wegen seiner Vorliebe für die heilige Schrift, und vorzüglich die Psalmen, nannte sich David; Alcuin, ein vortrefflicher Mann, dessen Rathes sich Karl sehr oft bediente, und welchem die Akademie eigentlich ihre Entstehung und Einrichtung zu verdanken hatte, hieß Horaz; Eginhard, der Kanzler des Kaisers, Kalliopius; der Abt von Corviev, ein Verwandter des Kaisers, Augustin. Man fand da einen Homer, Pindar u. s. w. Es läßt sich denken, daß die litterarischen Be-

schäftigungen, durch die vielen Reisen, und besonders die Kriegszüge, oft unterbrochen wurden. Alcuin beklagt sich darüber in einem Schreiben an den Erzbischof von Mainz, welcher seiner Vorliebe für die Hirtengedichte wegen, den akademischen Namen Damöt angenommen hatte. „Du Damöt, sagt er ihm, befindest dich, wie ich denke, bey dem Kaiser in Sachsen. Homer ist in Italien, und die übrigen Brüder in aller Welt zertheilt. Der Himmel gebe, daß David, mit allen denen, welche diesen siegreichen Fürsten begleiten, bald in unsere Mitte zurückkomme.“ Ein Vorleser mußte Karl'n, wenn er bey Tische saß, einige Stellen aus der heiligen Schrift, und die Lebensgeschichte älterer Könige und Fürsten vorlesen.

Bey dem Volke suchte Karl das Ehrgefühl rege zu machen, und vortheilhaft dadurch zu wirken. Er ertheilte denen, welche sich in irgend einem Stücke auszeichneten, Belohnungen und Auszeichnungen. Er besuchte die Schulen, in welchen die Kinder der Bürger mit jenen der Vornehmen unterrichtet wurden. Er zog jene, wenn sie sich hervorthaten, in allem diesen vor, überhäufte sie mit Lobeserhebungen, und versprach ihnen seinen besondern Schutz und seine Gnade. Diesen ließ er fühlen, daß sie sehr unrecht daran thaten, auf die Verdienste ihrer Voreltern stolz zu seyn, und daß sie sich eigne Verdienste erwerben müßten, wenn sie auf seine Gnade Anspruch machen wollten. Diese Maasregeln hatten bald sehr wohlthätige Folgen.

Den Ackerbau beförderte Karl nach Kräften, denn er erkannte gar wohl, daß er die einzige, niemals versiegende Quelle des Nationalreichthums ist, die Quelle, aus welcher alle übrigen Nahrung und Zu-

fluß erhalten. Er machte auf seinen Gütern und Maierhöfen Versuche zu Verbesserungen, um seine Unterthanen aufmerksam zu machen, und zur Nachahmung aufzumuntern, indem er wohl wußte, daß das Beyspiel mehr vermag, als der todte Buchstaben. Er führte überall eine musterhafte Ordnung und Wirthschaft ein. Montesquieu stellt ihn daher in seinem Werke über den Geist der Gesetze als ein Muster eines guten Haushalters dar, und sagt, daß jeder Hausvater von ihm die Kunst lernen konnte, seine Wirthschaft mit Ordnung und Nutzen zu betreiben. Andere Schriftsteller hingegen tadeln ihn bitter, daß er so sehr in eines Fürsten unwürdige Kleinlichkeiten sich eingelassen habe. Er vernachläßigte nemlich nichts, was zu Bewirthschaftung eines Gutes gehört. Er wollte, daß ihm Rechnung von den Häuten des geschlachteten Viehes, von den Ochsen- und Kuhhörnern ꝛc. abgelegt werde; er verordnete, daß jeder Pächter eine der Größe seines Gutes angemessene Anzahl Hühner und Gänse halte, ja sogar, daß das Unkraut, und der Abfall aus seinen Gärten verkauft werde. Diese Tadler vergessen, sich im Geist in die Zeiten, in welchen Karl lebte, zu versetzen, um ihn richtig zu beurtheilen. Sie wissen nicht, daß ein Fürst, welcher ein noch halb rohes Volk durch sein Beyspiel leiten will, jede Kleinigkeit berücksichtigen, und die schwachen Menschen wie Kinder allmählig an das Gehen gewöhnen muß.

Man wirft Karl'n vor, daß er den Handel in seinen Ländern vernachläßigte, ja selbst gering schätzte. Es läßt sich nicht läugnen, daß, obwohl er seine Gränzen sehr weit vorgerückt hatte, und eines Theils der

Meere Herr war, der Handel doch sich in den Händen der Ausländer befand, welche die fremden Bedürfnisse einführten; allein Karl mochte wohl überlegt haben, daß seine Völker in der Ausbildung noch zu wenig vorgerückt waren, um diese Bahn zu betreten, und daß man erst darauf bedacht seyn müsse, den innern Reichthum des Landes zu benutzen. Er gab im Gegentheil dem Luxus beschränkende Gesetze, und um die Großen seines Hofes von der Thorheit zu überzeugen, ihr Geld für ausländischen Flitterstaat zu verschwenden, bediente er sich eines Mittels, welches ganz das Gepräge des Geistes jener Zeiten trug. Er selbst war immer, ausgenommen bey großen Feyerlichkeiten, bey welchen er mit aller Pracht eines großen Fürsten erschien, sehr einfach gekleidet. Ein einfacher mit Pelz gefutterter Leibrock, und ein tüchener, mit einer Leibbinde festgemachter Ueberrock machten seine ganze Bekleidung aus, allein er trotzte mit ihr der strengsten Kälte, und der übelsten Witterung. Als eines Tages seine Hofleute mit seidenen, und zu jener Zeit kostbaren Kleidern vor ihm erschienen, lud er sie zu einer Jagdpartie ein. Sie folgten, und der Kaiser führte sie vorsetzlich bey dem stärksten Regen durch die dicksten Gebüsche, so daß sie bis auf die Haut durchnäßt, und ihre Kleider jämmerlich zerfetzt wurden. Bey ihrer Zurückkunft, Karl hatte es schon so veranstaltet, fanden sie ein hell loderndes Feuer, um welches sie sich im Kreise umher setzten. Die armen, der Mühseligkeiten ungewohnten Hofleute freuten sich herzlich der lieblichen Wärme, allein die Armen dachten nicht des Jammers, welcher bald nachfolgen sollte. Die durchnäßten Kleider trock-

neten am Leibe, schrumpften ein, schienen nicht mehr für ihre Leichname gemacht worden zu seyn, und nahmen so sonderbare Gestalten an, daß man sich bey ihrem Anblicke des Lachens kaum enthalten konnte. Nachdem sich Karl lange an ihrer Verlegenheit belustigt hatte, ertheilte er ihnen in ernsten Ausdrücken die ihnen zugedachte Lehre. „Ihr Unsinnigen, sagte er, die ihr große Summen für euern Flitterstaat jährlich den Ausländern gebt, seht jetzt, zu was er euch nützt. Meine Kleider schützen mich, und sind von Dauer, zudem sind sie von geringem Werthe. Die Eurigen kosten vieles Geld, und sind weder von Dauer noch von Nutzen. *)

In seinem Hause, und an seinem Tische befließ sich Karl eben so sehr der größten Einfachheit. Gewöhnlich hatte er nicht mehr, als vier Gerichte, und dazu mußte die Jagd den größten Theil liefern. Ein betrunkner Mensch war in seinen Augen ein Gräuel, und um dem damals unter seinen Völkern im Schwunge gehenden Hang zur Trunkenheit Einhalt zu thun, gab er eigene Strafgesetze dagegen. In dem 16ten Kapitular vom J. 802 verordnete er, daß kein diesem Laster ergebner Mann, weder als Kläger noch als Zeuge vor Gericht erscheinen durfte. Karl war gern in dem traulichen Kreis erprobter Freunde. Er lud sich selbst oft bey ihnen zu Gast, und dann mußte al-

---

*) Man findet Karls eigene Worte in der Geschichte des Mönches von St. Gallen: O stolidissimi mortalium! Quod pelicium modo pretiosius et utilius est, istudne meum, uno solido comparatum, an illa vestra, non solum libris, sed multis coempta talentis?

ler Zwang vermieden, und durfte durchaus kein grö߬erer Aufwand, als gewöhnlich, gemacht werden. Bey öffentlichen Gelegenheiten hingegen liebte er den Pracht, und hielt streng auf der Etiquette. Er glaubte dieses seiner Würde schuldig zu seyn. Manche von in jenen Zeiten üblichen Prunkzeremonien haben sich mehr oder weniger verändert bis auf unsere Zeiten erhalten.

Karl liebte sehr die Jagd, und widmete ihr jede Stunde, welche er seinen übrigen Geschäften abgewinnen konnte, weil er diese Beschäftigung der Gesundheit zuträglich, und eines Mannes, besonders eines Kriegers würdig fand. Er war dabey unermüdet, und hatte es zu einer großen Fertigkeit darin gebracht. Die Geschichtschreiber jener Zeit wissen viel von den Grosthaten zu erzählen, welche Karl auf der Jagd verrichtete. Eine dieser Art verdient hier angeführt zu werden. Es gab in jenen Zeiten in Deutschland' noch verschiedene wilde Thiere, welche sich später, als die dicken Wälder gelichtet, Moräste ausgetrocknet, und das Land urbar gemacht wurde, in nördlichere Gegenden zurückzogen, so daß jetzt keine Spur mehr von ihnen bey uns zu finden ist. Von dieser Art sind die Büffelochsen, welche man besonders in dem Schwarzwalde häufig fand. Karl fand großes Vergnügen daran, diese Thiere zu jagen, und zu erlegen. Einst lud er die persischen Gesandten, welche sich an seinem Hofe befanden, ein, einer solchen Jagd beyzuwohnen. Sie kamen, allein kaum hatten sie die wilden Thiere erblickt, und gesehen, mit welcher Wuth sie sich vertheidigten, als sie eiligst die Flucht ergriffen, und nichts mehr von dem so gerühmten Vergnügen der Jagd wissen wollten.

Karl kannte keine Furcht, und war von jeher gewohnt, den Gefahren zu trotzen. Er verfolgte sie, und hielt sich vorzüglich an den stärksten und wüthendsten derselben, um ihm nach gewohnter Sitte mit einem Hieb den Kopf abzuhauen. War der Streich zu schwach, oder mochte ein anderer Umstand die Ursache seyn, es glückte nicht, und das schwer verwundete Thier gieng mit voller Wuth auf Karl'n los, welcher in der größten Gefahr war. Schon hatte das Thier ihn und sein Pferd verwundet, als einer der Hofleute dem Kaiser zu Hilfe kam, und das wüthende Thier erlegte. Karl stellte sich, seinen Erretter nicht zu kennen, und eilte, blutend wie er war, zu seiner Gemahlin, um den Kopf des Thieres als Siegeszeichen zu ihren Füßen niederzulegen. Man denke sich den Schrecken der Kaiserin! Sie fragte nach dem Retter ihres Gemahls, und äußerte, daß man ihm den größten Dank schuldig sey. Wenn das ist, erwiederte lächelnd der Kaiser, so fordere Begnadigung für Isenbart, denn er ist es, welcher mir das Leben rettete. Dieser Man hatte sich nemlich früher die Ungnade der Kaiserin zugezogen. Es läßt sich denken, daß er volle Begnadigung erhielt, und von Karln in der Folge mit Wohlthaten überhäuft wurde.

Karl suchte die rohen Sitten seiner Zeit durch den Umgang mit dem andern Geschlechte zu mildern. Er beförderte daher den Rittersinn, welcher späterhin immer mehr verfeinert wurde, die Menschen zu großen, aber auch zu abentheuerlichen Handlungen begeisterte, und Stoff zu so manchen Dichtungen und Romanen gab, welche die Geschichte jener Zeiten so

verdunkeln, daß man das Wahre von dem Erdichteten oft sehr schwer unterscheiden kann.

Karl vernachläßigte nichts, was zur Bildung, zum Glück seiner Völker beytragen konnte. Er gab gute, für jene Zeiten passende Gesetze, und wachte darüber, daß die Unterbehörden dieselben handhabten, und befolgten. Obwohl er den Handel nicht sonderlich begünstigte, so ertheilte er auch in diesem Stücke wohlthätige Vorschriften, ordnete Gewicht und Maaß, und setzte den Gehalt des Geldes fest. Seine Ansichten der Staatswirthschaft waren zwar von den unsrigen sehr weit unterschieden, allein er bewies doch auch in diesem Stücke seine väterliche Vorsicht. Er setzte den Preis des Getreides, der Lebensmittel, ja sogar der Tücher und anderer Zeuge fest. Er legte Magazine an, und verordnete, daß die Armen das Korn noch um die Hälfte unter der Taxe erhalten sollen. Die Straßen, wie sich denken läßt, waren in jenen Zeiten noch im elendesten Zustande. Karl legte deren viele an, und faßte den großen Gedanken, die entferntesten Meere durch Kanäle zu verbinden. Wir glauben diese Abhandlung nicht besser beenden zu können, als mit dem Urtheile, welches ein gleichzeitiger Schriftsteller über Karl'n fällte. „Dieser Fürst, sagt er, trug vorzügliche Sorge, daß die Bischöfe ihrem Stande Ehre machten, die Geistlichkeit auferbaulich, die Mönche eingezogen lebten; daß der Adel sich auszeichnete, und mit gutem Rath und Beyspiel vorangieng; daß die Richter der Gerechtigkeit pflegten, die obern Stände das Gute von dem Bösen unterscheiden, die untern Stände gehorchen, und alle die Tugend lieben lernen sollten."

Besondere Sitten und Gebräuche der Lappländer.

Es ist wohl kein Land auf dem Erdenrunde, selbst die entferntesten nicht ausgenommen, über welches so viel Abentheuerliches erzählt und erdichtet wurde, als über Lappland, dieses an der nördlichsten Spitze von Europa, zwischen dem 60 und 70 Grad gelegne Land. Viele Schriftsteller fanden Vergnügen daran, die armen Lappländer fast in die Klasse der Thiere herabzuwürdigen, und ihnen alle Geistesfähigkeiten abzusprechen, während andere von ihrer Körperbildung, von ihrer Lebensweise rc. Wunderdinge erzählten. In unsern Zeiten fallen nun alle diese abentheuerlichen Geschichten so ziemlich weg, denn Lappland ist häufig von Gelehrten in verschiedener Rücksicht bereiset worden, und die schwedischen und andere Kaufleute, welche des Handels wegen mit den Lappen Verkehr haben, brachten uns richtige Beschreibung von ihnen. Es ist nicht unsere Absicht, das was schon von andern über dieses Land gesagt wurde, zu wiederholen, nur mit einigen besondern Gebräuchen dieser Menschen, und mit einigen Charakterzügen derselben wollen wir unsere Leser bekannt machen, weil es trostreich für den Menschenfreund ist, zu sehen, wie der Mensch, unbekannt mit den Lastern der Verfeinerung, unter allen Himmelsstrichen Beweise der ihm von dem Schöpfer zugetheilten Herzensgüte gibt, und aufmunternd zu erblicken, mit welcher Standhaftigkeit er die brennendste Hitze sowohl, als die erstarrende Kälte des Nordens ertragen kann, und Vor-

liebe für sein Vaterland, welches jedem Ungewohnten unerträglich scheint, hat.

Seit etwa zweyhundert Jahren bekennen sich die Lappländer zum Christenthum, obwohl man wohl behaupten darf, daß sie nicht viel mehr als das Aeußere der Religion kennen, und noch in vielen Stücken ihren alten Gebräuchen ergeben sind. Die Regierung hat zwar Veranstaltung getroffen, den Unterricht des Volkes zu befördern. Es sind Schulen errichtet, und Religionslehrer durch das Land verbreitet worden, allein die Sache geht langsam, woran die unstäte Lebensweise der Einwohner, die weite Entfernung der Wohnungen von einander, und die den größten Theil des Jahres wegen Schnee und Eis unzugänglichen Wege, Ursache sind. Gute Menschen indessen, wie es die Lappländer sind, würden auch, wenn sie den Geist des Christenthums gar nicht kennten, doch manche christliche Tugend ausüben. Sie fühlen eine natürliche Abneigung gegen alles Böse, und viele Verbrechen sind ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt. Sie sind sanft, ehrlich, gastfreundlich. Diebstahl, und die andern rohen Völkern so eigene Rachsucht sind ihnen unbekannt. Arbeitsam und thätig gibt es bey ihnen keine Bettler. Jeder arbeitet, so lang er kann, und wenn er alt oder unvermögend wird, so wird er von den Seinigen, oder in Ermanglung dessen von der ganzen Gemeinde unterstützt. Im Handel, sie halten dieses aber für eine erlaubte List, muß man auf seiner Hut seyn, um nicht angeführt zu werden. Sie wissen die Rennthierhäute, ihr vorzüglichster Handelsartikel, wenn diese, wie dieses allemal im Frühjahr der Fall ist, von Insekten durchfressen sind, so mei-

meisterhaft zuzurichten, daß der Ungeübte allemal betrogen wird. Der Hang zu berauschenden Getränken, welchen die Lappländer mit so vielen andern ungebildeten Völkern gemein haben, verleitet sie zu manchen Thorheiten, doch wenn es wahr ist, daß der Charakter des Menschen sich am deutlichsten im Rausche zeigt, so spricht es zu ihren Gunsten, daß die Trunkenheit sie wohl zu Ausschweifungen und ausgelassener Freude verleitet, aber niemals, wie dieses bey manchen andern der Fall ist, Ursache zu Zänkereyen und blutigen Händeln gibt.

Man kann die Bewohner Lapplands füglich in zwey Klassen von Menschen eintheilen, nemlich in Küsten- und Bergbewohner, weil sie sich in ihren Sitten und Gebräuchen so ziemlich unterscheiden. Die letztern, welche ein nomadisches Leben führen, und mit ihren zahlreichen Heerden in den gebirgigten Gegenden umher, in den Sommermonaten in die grasreichen Thäler, im Herbst und Winter aber auf die Berge ziehen, haben einen noch freyern Sinn, noch größere Anhänglichkeit an ein ungebundenes Leben, und, wenn es möglich ist, noch reinere und unschuldigere Sitten, als die erstern, welche sich mit etwas Ackerbau, vorzüglich aber mit der Jagd und dem Fischfang beschäftigen. Die einen wie die andern aber zeigen eine Thätigkeit, und eine Ausdauer in ihren Beschäftigungen, deren man ihren dem Anschein nach schwächlichen Körper nicht fähig halten sollte. Nur Uebung von früher Jugend an kann den Lappländer zur Ertragung so vieler Beschwerlichkeiten, auf der Jagd und bey dem Fischfang, zum Tragen so großer Lasten, Erklettern der steilsten Gebirge, Laufen über

Schnee und Eisgefilde, tauglich machen, auch werden Kinder schon daran gewöhnt, und die Spiele der Lappländer bestehen alle in Leibesübungen, welche den Körper, und die Kräfte stählen. Es ist unglaublich, welche Beschwerden sie auf der Jagd nach wilden Rennthieren, Bären, Füchsen ꝛc. ertragen. Die steilsten Eis- und Schneeberge erklettern sie mit großer Leichtigkeit, und fahren mit ihren breiten Schneeschuhen bewaffnet, welche das Einsinken verhindern, mit Blitzesschnelle herab. Der Fischfang und die Jagd nach Wallfischen und Seehunden ist mit eben so großen Beschwerden und Gefahren verknüpft.

Der Küstenbewohner bebaut die Erde, und erhält von ihr in den wenigen Wochen, in welchen sie aufthaut, und die Hitze fast eben so groß, als in den übrigen Monaten die Kälte ist, Korn, Gerste, und einige Gartengewächse. Er sammelt Vorrath für sein Vieh, welches in Kühen, Schaafen, und Ziegen besteht, denn Rennthiere haben sie wenige, weil diese nur in den Gebirgen ihre eigenthümliche Nahrung finden. Jeder Monat liefert ihm andere Arten von Fischen, und die übrige Zeit widmet er der Jagd. Er verlegt daher zweymal im Jahre, nemlich im Frühjahr und im Herbst seine Wohnung. In der zum Fischfang günstigen Zeit hält er sich nahe am Strande auf, und in den übrigen Monaten zieht er mehr landeinwärts. Das Verlegen seiner Wohnungen kostet ihm wenig Mühe, da er blos das Nothwendige, und nichts Ueberflüssiges besitzt. Die Hütten oder Zelte, welche die Leser schon aus andern Beschreibungen kennen, können leicht von einem Orte zum andern gebracht werden.

Ganz anders verhält es sich mit den Gebirgsbewohnern in Lappland. Diese ziehen mit ihren Rennthierheerden, welche oft tausend und mehr Stücke stark sind, umher. Gegen den Sommer kommen sie in die Ebenen herab, und im Herbst gehen sie wieder in die Gebirge zurück, weil die Rennthiere auch unter dem Schnee ihr liebstes Futter, eine Art Mooses zu finden wissen. Sie sind in den Wintermonaten auch immer fetter und gesünder, als während des Sommers, weil sie die Hitze nicht ertragen können. Kenner wissen auch die Häute der Thiere, welche im Winter erlegt werden, auf den ersten Blick von den Sommerhäuten zu unterscheiden. In den Gebirgen irren noch überdieß große Heerden von Rennthieren im wilden Zustande umher, auf welche gleich als auf andere wilde Thiere Jagd gemacht wird. Die Ausfuhr der Rennthierfelle ist ein bedeutender Handelsartikel. Die Landeseinwohner verkaufen sie gegen baares Geld, oder tauschen andere Waaren dagegen ein. Ehedem bedienten sie sich zur Jagd der Bogen und Pfeile, oder fiengen die Thiere in Schlingen, nun aber führen sie durchgehends Feuergewehre, und sind mitunter sehr fertige Schützen. Rührend ist es, die Lappländer mit ihren Heerden, nach wahrer Patriarchensitte, umher ziehen zu sehen. Die Thiere sind es gewohnt, sich nahe zusammen zu halten, und tragen die Zelte samt allem Hausgeräthe. Die Menschen folgen zu Fuß, oder auch wohl im Schlitten, und die Mutter trägt ihr Säugekind, wohlverwahrt gegen die Kälte, in der zierlich geschnitzten Wiege auf dem Rücken.

Die Rennthiere sind für die Lappländer der größte Schatz, denn abgerechnet, daß die Häute ein beträchtlicher Handelsartikel sind, und für große Summen jährlich ausgeführt werden, so liefern diese Thiere den genügsamen Lappländer die Hauptnahrung. Das Fleisch dieser Thiere wird frisch, und geräuchert genossen, und dazu hauptsächlich die auf der Jagd erlegten wilden Rennthiere benutzt. Die fette und sehr nahrhafte Milch kömmt in vielerley Gestalten auf den Tisch des Lappen. In den Sommermonaten genießt man sie frisch, oder mit einer Art Sauerampfer, welcher häufig in den Thälern wächst, abgekocht. Im Winter läßt man sie gefrieren, und bringt sie, wenn man sie genießen will, zu einem gelinden Feuer, um sie allmählig aufthauen zu lassen. Ein Lieblingsgericht der Lappländer ist fette Milch mit schwarzen Beeren, einer Art Affenbeere, welche häufig in diesem Lande wachsen, vermengt. Man schüttet dieses Gemengsel in einen rein geputzten Rennthiersmagen, und setzt es der strengsten Kälte aus, wo es sogleich gefriert, und dann lang aufbewahrt werden kann. Wenn es genossen werden soll, so wird der fest gefrorne Preßmagen mit eigens dazu eingerichteten kleinen Beulen zu Stücken zerschlagen. Es soll sehr gut schmecken, allein es gehören die Zähne eines Lappländers dazu, um es genießen zu können. Aus der sehr fetten Milch werden vortreffliche Käse bereitet, welche ein wahrer Leckerbissen sind, und häufig nach Schweden und andere nordischen Länder verführt werden. Die Felle der Rennthiere liefern den Lappländern ihre Bekleidung von Kopf bis zu den Füßen. Sie verstehen die Kunst, die Häute sehr fein zu bearbeiten, und es werden

unter anderm alle Jahre viele Stiefel ausgeführt, welche sehr schön ausgenäht, und vortrefflich gearbeitet sind.

Der Küstenbewohner lebt mehr von Fischen als von Fleisch, und Milch. Jede Familie legt für den Winter ihre Vorräthe an, und die Fische werden zu diesem Ende geräuchert, oder auch bloß an der Luft, und in der Kälte getrocknet. Es ereignet sich, doch selten, daß Mangel eintritt, und der vorsichtige Lappländer verwahrt zu diesem Ende alle Knochen und Gräten der Fische. Wenn aller Vorrath aufgezehrt ist, so nimmt er zu diesem seine Zuflucht. Sie werden in Thran erweicht, oder in den Bauch eines Seehundes gesteckt, damit sie das Fett in sich ziehen, und dann zu Brey verkocht. Man behauptet, daß diese Speise, welche aber immer das letzte Hülfsmittel gegen Hungersnoth ist, gut schmecke und nahrhaft sey. Die Lappländer genießen überhaupt viel Thran, und mischen ihn fast zu allen ihren Speisen. Ein Stück geräucherter, oder an der Sonne getrockneter Lachs in Thran getaucht, ist für sie ein wahrer Leckerbissen. Die Engelwurz (angelica) ist für die Lappländer ebenfalls von großem Werthe. Sie wächst häufig in Thälern und an Flüssen, und der Lappländer genießt alles von dieser wohlthätigen Pflanze. Die Blätter werden mit Milch gekocht, und die Wurzel roh genossen.

Die Lappländer genießen einer festen Gesundheit, welches vorzüglich ihrer thätigen Lebensweise zuzuschreiben ist, denn sie sind niemals müßig. Selbst dann, wenn die zu ungestümme Witterung sie in ihren Hütten zurück hält, beschäftigen sie sich anhal=

tend. Die Männer verfertigen aus Rennthierknochen, und Holz, mit sehr einfachen Werkzeugen, die künstlichsten Schnitzwerke, bauen Kähne, und Schlitten, reinigen die Häute der erlegten Thiere, und bearbeiten sie mit Thran. Die Weiber verarbeiten die Sehnen der Rennthiere. Sie klopfen sie bey gelinder Wärme, und spalten sie dann so fein, daß sie die schönsten Stickereyen damit verfertigen. Die Kleidungsstücke, Handschuhe, Gürtel, ja selbst das Riemwerk an den Schlitten, werden künstlich ausgenäht und gestickt. Die Weiber verstehen die Kunst, die Felle zu färben, und Kleider, Bettdecken, selbst die Zelte sind Arbeiten des weiblichen Fleißes. Bey einem so thätigen Leben wird der Körper abgehärtet, und bleibt gesund. Die Lappländer kennen auch wenige Krankheiten. Die Weiber sind ihre Aerzte, und sie bedienen sich im Nothfalle der einfachsten Mittel mit gutem Erfolg. Die Pocken richteten einst große Verheerungen unter ihnen an, doch dieser Krankheit ist auch in diesem nördlichsten Lande Europens durch die Impfung abgeholfen worden. Augenschwäche, triefende Augen, und frühzeitige Blindheit sind Uebel, welchen die Lappländer häufig unterworfen sind. Der blendende Glanz des Schnees, welcher dieses Land durch drey Viertheile des Jahres bedeckt, und dann der dicke Rauch, welcher die Hütten der Lappländer fortwährend erfüllt, sind die Ursache dieses Uebels. Der Lappe unterhält sein Feuer mit grünem, von Schnee und Feuchtigkeit durchdrungenem Holze. Der dadurch entstehende Rauch findet in der dicht verschlossenen Hütte keinen Ausgang, und die Augen dieser Menschen müssen in dem Qualm, in

welchem jeder Ungewohnte ersticken würde, nothwendig angegriffen werden.

Auf Europens äußerste Spitze beschränkt, von allem Umgang mit gebildetern Völkern getrennt, bleibt der Lappländer seinen alten Gewohnheiten standhaft getreu. Die Mode, welche in andern Ländern so gebietend herrscht, verliert hier allen Einfluß. Die Kleidung der Menschen ist noch immer die nemliche, die Bauart der Hütten noch immer dieselbe, wie sie vor Jahrhunderten war. Eigen ist die Art, wie der Mann um seine Braut wirbt. Wenn ein Jüngling sich ein Mädchen ausersehen hat, so vertraut er sich seinen Eltern an, welche dann die nächsten Verwandten versammeln, und in ihrer Begleitung zu den Eltern der Auserwählten gehen. Der Heirathslustige folgt von ferne, um zu sehen, wie die Unterhandlungen gelingen. Bey der Hütte des Mädchens angekommen, überreicht der Sprecher dem Vater ein volles Glas Branntwein. Wird dieses angenommen, so ist die Sache so gut als abgethan, denn über die Bedingnisse kömmt man dann später überein. Der Bräutigam wird herbeygerufen, und legt zu den Füßen seiner Schönen einige kleine Geschenke nieder. Der Branntwein geht nun in der Runde umher, und man beredet sich über die Mitgabe von beiden Seiten. Das Mädchen gibt gewöhnlich eine vollständige Hütte, einen Schlitten, und einige Geräthschaften, der Bräutigam mehr oder weniger Rennthiere. Es ist Sitte, daß jeder Vater seinem neugebornen Sohne ein trächtiges Rennthier, bey den Küstenbewohnern eine Kuh oder eine Ziege, zum Geschenk macht. Diese Thiere vermehren sich nun, und bis der Knabe mannbar wird,

hat er eine kleine Heerde, welche er in die Ehe mitbringt. Der Bräutigam bleibt mit seiner jungen Frau ein Jahr bey ihren Eltern, und hilft ihnen als ein Glied der Familie in ihrer Wirthschaft. Nach Verfluß des Jahres bezieht er seine eigne Hütte, und ist nun ein für sich bestehendes Glied der Gesellschaft. Ist ein Priester in der Nähe, so werden die jungen Eheleute nach den Gebräuchen der christlichen Kirche getraut, sonst vertritt der Segen der Eltern die Stelle der Trauung. Eifersucht ist den Lappländern unbekannt, dagegen aber auch Untreue und Ehebruch ein unerhörtes Verbrechen. Die Zärtlichkeit dieser guten Menschen für ihre Kinder ist gränzenlos, obwohl ihre eignen beschränkten Kenntnisse, und ihr unstätes Leben nicht erlauben, viel für ihre Bildung zu thun. Die Mädchen werden von der Mutter frühzeitig zu häuslichen Arbeiten gewöhnt, und die Knaben folgen, sobald sie nur gehen können, ihrem Vater zur Heerde, zum Fischfang oder auf die Jagd, und stählen dadurch ihren Körper, daß sie bald die größten Beschwerden zu ertragen im Stande sind. Die Weiber kommen gewöhnlich ganz allein, oder bloß unter dem Beystand ihrer Männer nieder, und einige Stunden nachher verrichten sie wieder ihre gewöhnliche Arbeiten. Es ist ein äußerst seltner Fall, unter den Lappen einen Krüppel anzutreffen, obwohl die Kinder, sobald sie nur kriechen können, ohne allen Zwang der Natur überlassen werden.

Die Lappländer sind, wie schon gesagt wurde, selten krank. Sie erreichen ein hohes Alter, und es ist nichts Seltenes betagte Greise mit jugendlicher Kraft ihre Geschäfte noch verrichten zu sehen. Fällt

Jemanden eine Krankheit an, so hat er zu den weiblichen Aerzten seine Zuflucht, und wenn das Uebel den einfachen Mitteln, wohl auch den angewendeten Zaubermitteln nicht weichen will, so wird ein Wahrsager gerufen, deren es viele gibt, damit er bestimme, ob der Kranke genesen oder sterben wird. Diese Menschen haben so viele Erfahrung, und wissen sich übrigens, wie überall, durch geheimnißvolles Dunkel den Rücken so gut frey zu halten, daß ihre Vorhersagungen fast immer eintreffen. Der Kranke macht nun seine letzten Vorkehrungen, und stirbt ruhig in den Armen der Seinigen. So wie er verschieden ist, verläßt Jedermann die Hütte, aus Furcht, daß die Seele des Verstorbenen die Lebenden beschädige. Nach einigen Tagen kommen indessen die nächsten Verwandten, hüllen den Leichnam in eine Decke, legen ihn auf seinen Schlitten, und führen ihn fern von den Wohnungen der Lebenden. Hier wird der Schlitten so umgestürzt, daß er auf den Leichnam zu liegen kömmt, und dann mit Erde und Steinen bedeckt, damit der Körper des Todten keine Beute wilder Thiere werde. Da, wo Religionslehrer in der Nähe sind, werden wohl diese zu dem Sterbenden gerufen, und der Todte nach den Gebräuchen der Kirche zur Erde bestattet. Dieses ist aber der großen Entfernung wegen ein äußerst seltener Fall.

Die Lappländer haben, so wie sie überhaupt noch voll irriger Begriffe und Aberglauben sind, ganz eigne Vorstellungen von dem Zustande in jener Welt, Vorstellungen, welche sie noch aus dem Heidenthum mitgebracht haben. Sie glauben, daß das Glück einer bessern Welt in herrlichen Mahlzeiten und Trink-

gelagen bestehe. Es gibt jenseits vortreffliche Jagden und Fischereyen, und auch Rennthiere, welche aber viel schöner sind, und auch eine bessere Weide haben. Sie geben daher, jene ausgenommen, welche in der Nähe der Religionslehrer wohnen, und daher besser unterrichtet sind, den Verstorbenen, da sie glauben, daß sie jenseits noch Bedürfnisse haben, verschiedene Dinge in das Grab mit. Die Männer erhalten Feuerzeug, Messer, Beile, Waffen, auch wohl Lebensmittel, die Weiber Nadeln, Scheere und andere zur Haushaltung nothwendige Dinge. Der Glaube, daß der Mensch nach dem Tode noch Bedürfnisse habe, gibt zu einer Gewohnheit Anlaß, welche dem Lande unsäglichen Schaden thut. Viele Lappländer, um sich einen Schatz für die andere Welt zu hinterlegen, vergraben alles baare Geld, welches sie für ihre Rennthierhäute, und andere Waaren erhalten. Da sie ihr Geheimniß Niemanden anvertrauen, so sind denn diese Schätze, welche durch so viele Jahrhunderte, daß diese Gewohnheit in Lappland Sitte ist, große Summen betragen müßen, für die Lebenden verloren. Es geschieht auch manchmal, daß solche verborgenen Schätze entdeckt werden, und die Finder machen sich dann kein Gewissen daraus, sich dieselben zuzueignen. Wir können nicht umhin, obwohl sie nicht zur Sache gehört, den Lesern eine Anekdote mitzutheilen, welche sich in Hinsicht eines Schatzes vor einigen Jahren in England zutrug. Der Ritter S t u a r t hatte erst kürzlich ein beträchtliches Erbe angetreten, und war damit beschäftigt, alles zu ordnen. Einst saß er des Abends, und durchsuchte einen Haufen alter Papiere. Auf der Rückseite eines durch Alter fast unleserlich

gewordenen Kontraktes fand er angezeigt, daß in einer gewißen, bezeichneten Richtung und Entfernung von dem Wohnhause 15000 Goldstücke eingegraben liegen. Durch wie manche Hände mochte dieses Papier schon gegangen seyn, ohne einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden? Stuart hielt die Nachricht doch einiger Berücksichtigung werth, und ließ durch einen vertrauten Diener an dem angezeigten Orte nachgraben. Die Mühe wurde belohnt, denn man fand einen großen eisernen Topf, welcher wirklich die angegebne Summe enthielt. Auf dem Pergament, mit welchem der Topf bedeckt war, standen die Worte: eher der Teufel, als Cronwell, ein Beweis, daß dieses Geld in jenen unruhigen Zeiten vergraben wurde. Wie viele Schätze mögen in den letzten Schreckenszeiten in den verschiedenen Ländern Europens eingegraben worden seyn?

Bey jenen, welche nach den Gebräuchen der Kirche begraben werden, ist es schwer, einen Lappländer zu finden, welcher gegen gute Bezahlung das Grab macht, weil der Aberglaube herrscht, daß die Seele des Verstorbenen den, welcher die Grube gräbt, verfolge. Die Trauer der Lappländer besteht darin, daß die nächsten Verwandten durch eine bestimmte Zeit, die elendesten Kleider, welche sie haben, tragen. Einige Tage nach dem Begräbniß versammeln sich alle Freunde und Bekannte des Verstorbenen. Bey Vermöglichern wird das Rennthier, welche den Leichnam zu Grabe zog, geschlachtet, und alle Gäste essen von seinem Fleische. Die Gebeine des Thieres werden neben dem Grabe des Verstorbenen eingegraben. Wenn Branntwein vorhanden ist, so wird zum Andenken

des Glücklich gewordnen, so nennen sie den Verstorbenen, tüchtig getrunken.

Noch eines Umstandes erwähnen wir, ehe wir diese Abhandlung schließen, welcher am besten im Stande ist, den sanften Charakter der Lappländer zu bezeichnen. Es ist Sitte, daß oft mehrere Familien eine Hütte, oder ein Zelt, gemeinschaftlich bewohnen. Jede hat ihren eigenen, zur Schlafstelle angewiesenen Platz, und da leben sie beym gemeinschaftlichen Feuer in der vollkommensten Eintracht. Bey welchem gesitteten Volke möchte wohl dieses der Fall seyn? Da ist der Keim der Zwietracht, des Hasses, der Eifersucht, und anderer Leidenschaften schon so tief eingedrungen, daß nicht Thüren, noch Wände und Riegel den Frieden zwischen den Nachbarn erhalten können.

Sonderbare Art der Canader, im Winter zu reisen.

Bekanntlich ist Canada ein sehr nördlich gelegenes Land von Amerika. Mehrere Monate im Jahr herrscht hier der strengste Winter, und Seen und Flüsse sind mit Eis bedeckt. Ungeachtet dieser strengen Kälte ist Canada, welches in das obere und untere Canada eingetheilt wird, ein sehr fruchtbares Land. In den wenigen Sommermonaten grünt und gedeiht alles vortrefflich. Der Ackerbau ist in blühendem Zustande, und es wird alle Jahre sehr viel

Getreide theils als Zwieback und Mehl, theils im rohen Zustande ausgeführt. Schottland allein bezieht aus Canada jährlich einige hundert tausend Scheffel Korn, welches mit dem minder festen und mehlreichen schottischen Korn vermischt wird. Ueberdieß ist der Handel in diesem Lande von großer Bedeutung. Er wird mit den vielen, westlich, und nördlich wohnenden Stämmen der Ureinwohner getrieben, welche europäische Waaren beziehen, und dagegen ihre vortreffliche Pelz- und Rauchwaaren zu Markte bringen. Der Handel in das Innere wird durch die vielen Seen und Flüsse sehr erleichtert, denn es ist nicht wohl ein Land in der Welt reichlicher mit Flüssen, und besonders mit Seen versehen, deren einige 50 auch 100 und mehr Stunden in der Länge, mit einer verhältnismäßigen Breite haben. Ohne die vielen kleinern Seen zu nennen, wollen wir nur der größern, des Champlain, Ontario, Erie, und des Hureus-Sees, und unter den Flüssen des Lorenzo-Flusses erwähnen. Quebek die Hauptstadt von Canada liegt an der Mündung dieses Flusses, und ist in Hinsicht des Handels eine der bedeutendsten Städte von Amerika. Diese Vortheile und andere politische Rücksichten machten, daß die Europäer von jeher eifersüchtig auf den Besitz dieses Landes waren. Lang waren die Franzosen die Herren desselben, bis sie von den Engländer vertrieben wurden. Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte dieses Landes zu liefern, noch die schon so oft, und so verschieden gemachte Beschreibung desselben zu wiederholen, sondern wir wollen die Leser nur mit einer in Canada üblichen Sitte, auf den dicht zugefrornen Seen und Flüssen

zu reisen, bekannt machen. Eine Erzählung, wenn sie nicht von mehrern Augenzeugen bestätigt wäre, in die Reihe der Mährchen zu gehören scheinen würde.

Im Sommer ist es leicht, und selbst angenehm, in Canada zu reisen. Die Straßen sind schon ziemlich gut eingerichtet, und man bedient sich zweyrädriger, mit einem oder zwey Pferden bespannter, und ziemlich bequemer Wagen. Gewöhnlich werden indessen die Reisen zu Wasser in sichern, und niedlich gebauten Booten und Kähnen gemacht. Im Winter aber, wenn die Erde, und die Flüsse erstarren, und wenn das ganze Land mit tiefem Schnee bedeckt ist, fallen alle diese Bequemlichkeiten weg, und es bleibt kein anderes Mittel übrig, als sich der Schlitten zu bedienen. Wollte der Reisende, um von einem Orte zu dem andern zu kommen, wenn ein See ihm in dem Wege liegt, denselben umfahren, so würde er, wäre es der dicht beschneiten Wege wegen auch möglich, doch viele Zeit verlieren, und mehrere Tagreisen zu machen haben. Die Reise geht also über die Eisfläche der Seen hin, und hier ist es, wo den Reisenden Gefahren mancher Art erwarten. Auf den größern Seen verliert man sehr oft das Land aus dem Gesichte, und es ist schwer, sich zurecht zu finden. Die Eingebornen richten sich in solchen Fällen nach den in den Seen befindlichen Inseln, nach den Erdzungen, Buchten, u. d. gl. allein bey neblichter Witterung, oder bey großem Schneegestöber verschwinden diese Richtungspunkte, und man bedient sich dann des Kompasses, wie auf offner See. Es geschah schon häufig, daß Ungeübte sich nicht zu recht zu finden wußten, Tage lang umherirrten, und dem Hunger

und der Kälte erlagen. Dieses sind indessen nicht die größten Gefahren, welche dem Reisenden aufstossen. Das Gefährlichste, und eine Sache, welche man nicht vermeiden kann, sind die offnen, oder nur dünn zugefrornen Stellen auf diesen Seen. Das Eis, über welches man hinfährt, ist oft mehrere Fuß, ja Klafter dick. Der Reisende bemerkt es, und wandert voll Zuversicht und ohne die geringste Furcht fort, allein plötzlich kömmt er oft an Stellen, wo das Eis so dünne ist, daß es sich unter dem Schlitten biegt, und nicht selten unter der Last einbricht. Es gibt gewiße Merkmale, an welchen Geübte solche Stellen manchmal in großer Ferne schon erkennen, und dann eine andere Richtung nehmen, aber nicht selten befindet man sich an solch einer gefährlichen Stelle, ehe man nur die Gefahr ahndete. Es vergeht kein Winter, in welchem nicht mehrere Menschen in solchen Eisbrüchen verunglücken, und in den Wellen ihren Tod finden. Die gefährlichste Zeit ist das Ende des Winters, wenn das Eis schon an manchen Stellen zu schmelzen beginnt.

Die Menschen haben ein Mittel erfunden, welches aber an das Wunderbare gränzt, sich aus solch einer gefährlichen Lage zu retten. Die an den Schlitten gespannten Pferde haben einen Strick mit einer Schleife um den Hals. Der Fuhrmann behält diesen Strick sorgfältig in der Hand, um in der Noth Gebrauch davon zu machen. Sobald das Eis einzubrechen anfängt, so stürzt er und seine Begleiter sich eiligst aus dem Schlitten. Das Eis ist gewöhnlich dick genug, um einen Menschen zu tragen, unter dem Gewicht der Pferde aber und des Schlittens bricht es

ein. Die erschrocknen Pferde vermehren durch ihre gewaltsamen Bewegungen die Gefahr, und erweitern den Bruch. Bald würde alles untersinken, wenn nicht der Fuhrmann und seine Begleiter den Strick, dessen Schleife die Pferde um den Hals haben, sogleich mit allen Kräften anzögen, und die unruhigen Thiere nach wenig Sekunden erdrosselten. Die Pferde bleiben nun leblos liegen, und werden vorsichtig auf das dichtere Eis zurück gezogen. Man öffnet den Knoten der Schlinge, der gehemmte Athem kehrt wieder, und nach kurzer Zeit stehen die Pferde wieder kraftvoll auf den Beinen. Diese Thiere sind daran gewöhnt, und es geschah schon, daß sie diese Operation in dem nemlichen Tage mehrmal erduldeten. Nicht immer gelingt sie indessen, und manchmal bricht eine große Strecke Eises auf einmal, so daß Menschen nnd Thiere verloren sind, ehe das gewagte Rettungsmittel angewendet werden kann.

Nicht minder gefährlich, doch eher zu vermeiden, sind die großen Risse, welche das Eis auf diesen Seen oft bekömmt. Das Eis berstet, und gewöhnlich da wo es am dicksten ist, und man findet oft Risse, welche mehrere Stunden lang, und mehrere Fuß breit sind. Tief unter sich sieht man das Wasser sich bewegen, und wer das Unglück hat, in einen solchen Abgrund zu fallen, ist ohne Rettung verloren. Es ist indessen unglaublich, mit welcher Dreistigkeit die Eingebornen diesen Gefahren trotzen. Man erkennt diese Risse in dem Eise daran, daß schon in einer beträchtlichen Entfernung das Eis holpericht, und wellenartig zu werden anfängt. Dieses kömmt daher, daß das Wasser oft durch diese Risse empor dringt,

von

von dem Winde fortgetrieben wird, und wieder gefriert. Sobald der mit den Gefahren vertraute, und beherzte Fuhrmann dieses bemerkt, setzt er seine Pferde in vollen Lauf, und nähert sich so dem fürchterlichen Schlunde, während der unbekannte Reisende ruhig in dem Schlitten sitzt. An dem Rande der Oeffnung angekommen setzen die Pferde, ohne nur eine Sekunde anzuhalten, sollte sie auch sechs und mehr Fuß breit seyn, mit solcher Anstrengung hinüber, daß der Schlitten wie ein Ball nachfolgt, und die Reisenden oft Gefahr laufen, durch das Aufprellen desselben auf der andern Seite in den Abgrund zurück geschleudert zu werden. Reissen durch das gewaltige Aufprellen die Stränge, so hat der Fuhrmann schon andere in Bereitschaft. Er befestigt sie mit dem größten kalten Blute, und fährt fröhlich fort, in der Erwartung vielleicht bald wieder einen solchen Salto mortale machen zu müssen. Einzelne Reisende wagen sich mit Schlittschuhen auf diese große Eisflächen, und es ist unglaublich, welche Fertigkeit manche in der Kunst, auf dem Eis dahin zu gleiten, erlangt haben. Mit einem Tornister versehen, in welchem sich einige Lebensmittel befinden, legen sie in einem Tage unglaubliche Strecken zurück, doch gebrauchen sie die Vorsicht, sich so viel als möglich längs dem Strande zu halten.

Es ist für den aufmerksamen Beobachter der Sitten und Gebräuche der Menschen in den verschiedenen Ländern wichtig zu bemerken, mit welcher Thätigkeit, mit welchem Muth und Beharrlichkeit sich der Mensch überall den größten Mühseligkeiten, den drohendsten Gefahren aussetzt, um seinen Zweck zu er-

reichen. Weder das Eis des Nordpols, noch die brennende Hitze unter der Mittagslinie schrecken ihn ab, wenn davon die Rede ist, seine Leidenschaften zu befriedigen. Leidenschaften, und unter diesen ist die Begierde sich zu bereichern, keine der schwächsten, sind die allgemeine Triebfeder, die Quelle alles Guten und Bösen, und noch niemal entstand etwas Großes, ohne daß irgend eine Leidenschaft der Menschen dabey gewirkt hätte.

Das
Paradies und die Arche Noah's,
zwey
persische Sagen.

Die Lösung der Frage, in welchem Lande der Garten lag, aus welchem unsere ersten Eltern vertrieben wurden, ist ein Gegenstand, über welchen sich die Commentatoren der Genesis zu jeder Zeit den Kopf gewaltig zerbrachen. Es scheint allerdings ausgemacht, aus der Geschichte, und aus vielen andern Gründen erwiesen, daß Asien zuerst bevölkert war, und von diesem Welttheile aus in der Folge der Zeit Völkerstämme in andere übergiengen. Wenn wir uns auch ganz an den Buchstaben der Bücher Genesis halten, und die dort erzählten Dinge ohne alle Veränderung als wahr annehmen wollen, so läßt sich aus ihnen doch schwer bestimmen, wo diese ersten wichtigen Ereignisse sich zutrugen, und verschiedene Völker Asiens maßen sich dieser Ehre an. Wir wollen den

Lesern hier mittheilen, was die Perser hierüber behaupten.

Ihrer Versicherung nach lag der Garten Eden nicht fern von dem Flusse Arpatchai, welchen die Türken Arpassu nennen. Es liegt diese Gegend auf persischem Gebiete, aber nahe an der türkischen Gränze. Diese zwey Völker, welche sich gegenseitig hassen, verachten, und so sehr verspotten, daß es bey ihnen zum Sprichworte gekommen ist, die Juden würden einst auf den Seelen der Perser, sagen die einen, der Türken, sagen die andern, zur Hölle reiten, sind stillschweigend übereingekommen, eine große Strecke Landes an der Gränze wüst und unbebaut liegen zu lassen, um ja so wenig als möglich in Berührung zu kommen. Ist man über die persische Gränze getreten, so hat man einige ganz wüste Ebenen zu durchwandern, in welchen es gänzlich an Wasser gebricht, und auch nicht ein Baum zu erblicken ist. Man steigt immer abwärts, bis man endlich nahe bey Erivan, welches im Jahr 1805 durch die tapfere Vertheidigung der Türken gegen die Russen berühmt wurde, in eine freundlichere Gegend kömmt. Man findet da mit üppigem Gras bewachsene Wiesen, Baumwollenpflanzungen, einige, aber noch durchaus sumpfige Bäche, und mit Erdwällen und kleinern Thürmen nach persischer Sitte umgebene Dörfer, welche von ferne kleinen Festungen gleichen. In der Ferne erblickt man den Berg Ararat, auf dessen Gipfel die Arche Noah's nach der großen Ueberschwemmung, als die Gewässer abzufließen begannen, stehen geblieben seyn solle. An dem Fuße des Berges fließt der Arras, in welchen sich der Arpatchai ergießt. In

dieser Gegend nun soll der Garten Eden gewesen seyn. Sie liegt zwischen den Quellen vier berühmter Flüsse, des Cyrus im Norden, des Euphrats im Westen, des Arras gegen Mittag, und des Arpatchai gegen Morgen. Wenn ja diese Sage Grund hat, so muß man eingestehen, daß unser Aeltervater sehr genügsam gewesen seyn muß, um den Garten schön zu finden, und sehr anhänglich an denselben, um nach seiner Vertreibung so sehnlich wieder dahin zurück zu blicken, oder daß der austreibende Engel mit seinem Flammenschwerdte große Verheerungen machte, weil diese Gegend jetzt sogar keine Reitze mehr hat.

In der längs der Bergkette des Ararat hinlaufenden Fläche ist ein sehr schönes Kloster erbaut, in welchem der Patriarch der Armenier mit einigen Mönchen seinen Sitz hat. Das Kloster ist sehr reich, und hat große Gebäude, um die Menge der alle Jahr dahin strömenden Wallfahrter zu beherbergen. Die rings um das Kloster angelegten, und sehr gut unterhaltne Gärten stechen mit der übrigen verwilderten und ganz vernachläßigten Gegend auf das Lieblichste ab. Die Türken sowohl, als die Perser, lassen diesen christlichen Mönchen volle Sicherheit, und Schutz angedeihen, von den Russen aber wurden sie in dem letzten Feldzug sehr mishandelt. Die Schätze, welche das Kloster aufgehäuft hat, kommen von den milden Beyträgen der an diesen Ort der Wunder wallenden Gläubigen her, denn das Kloster ist der vielen Heiligthümer wegen, welche hier aufbewahrt werden, und wegen der Wunder, welche hier verübt wurden, hochberühmt. Die Kirche des Klosters ist schon an und für sich ein Wunder, weil sie nach einem Riß

erbaut wurde, welchen Gott der Vater selbst überschickte. Der Patron des Klosters, der heilige Georg, hat ihn als Botschafter vom hohen Himmel her überbracht. Man findet hier eine Menge heiliger Gebeine, und andrer Heiligthümer. Noah, als er vom Berge Ararat nach der Sündfluth herab kam, pflanzte hier die ersten Reben, und die Mönche zeigen mit großer Ehrfurcht einige alte Stöcke, welche von jener Zeit her sich noch erhalten haben sollen. Auf dem ewig beschneiten Gipfel des nahe gelegenen Berges Ararat, welchen die Landeseinwohner Agridah nennen, soll die Arche Noah's sich festgesetzt haben, und von da aus dieser Aeltervater des menschlichen Geschlechts nach abgelaufnem Gewässer in die Ebne herabgekommen seyn. Die Arche selbst soll noch ganz, aber versteinert, auf dem Gipfel des Berges sich befinden, da indessen ein Drittheil des Berges mit ewigem Schnee und Eis bedeckt ist, und bis jetzt noch Niemand den Gipfel zu ersteigen wagte, so mag wohl diese Sage so bald noch nicht durch Augenzeugen bestättigt werden. Diese Mönche besitzen einige Stücke von der Arche, und zeigen diese kostbaren Fragmente dem andächtigen Volke vor, auch wissen sie verschiedene Wunder zu erzählen, welche durch Berührung an Kranken und Presthaften bewirkt wurden. Man sieht in der Kirche viele hierauf sich beziehende Gemälde und Votivtafeln, von welchen sich aber die Russen bey ihrem Besuche, die kostbarern, mit Silber und edlen Steinen besetzten, samt noch mehr andern Schätzen zugeeignet haben.

Die Araber machen den Persiern und Armeniern die Ehre die Arche in ihrem Gebiet zu besitzen, strei-

tig. Nach ihrer Sage soll sie auf den Bergen Mesopotamiens, oder auch auf den Arabischen Gebirgen, welche an dem Persischen Meerbusen, fest gestanden, und Noah dann in das flache Land herabgestiegen seyn.

Ueber die Bäder in Persien, und einige andere in diesem Lande üblichen Gebräuche.

In keinem Lande der Welt wird mehr gebadet, als in Persien. Zwar ist diese Sitte allen Morgenländern eigen, und die Mahomedaner sind durch ihre Religion dazu angehalten, in Persien aber werden überdieß die Bäder als ein Gegenstand des Luxus, und der sinnlichsten Weichlichkeit betrachtet. In jedem, auch noch so elenden Dorfe sind öffentliche Bäder, zu welchen jeder Zutritt hat, und in Städten sind diese öffentlichen Bäder sehr geschmackvoll, und kostbar eingerichtet. Jeder wohlhabende Perser hat überdieß noch in seinem Hause eine zum eignen Gebrauch eingerichtete Badestube, und Vornehme verschwenden für die Einrichtung ihrer Bäder ungeheure Summen. Die Becken und Tische sind von dem kostbarsten Marmor, die Wände mit Perlmutter eingelegt, und der Fußboden mit den reichsten Teppichen bedeckt. Es ist Sitte, seinen Gast vor allem in das Bad zu führen, und ihn nach demselben prächtig zu bewirthen. Man kann da, nach Belieben, entweder in warmem Wasser wirklich baden, und die Becken

sind zu diesem Ende ringsum mit marmornen Bänken stufenweise versehen, damit der Badende sich so tief in das Wasser begeben kann, als er will, oder blos ein Schwitzbad gebrauchen. Die hiezu bestimmten Zimmer haben eine eigne Einrichtung. Sie sind von allen Seiten fest verschlossen, und ein schwaches, aber angenehmes Licht fällt von oben hinein. Der Fußboden ist mit Marmorplatten belegt, welche von unten her bis zu einem beliebigen Grad erhitzt werden. Kostbare Teppiche werden ausgebreitet, und der Badende legt sich auf dieselben, um die Ausdünstung und einen sanften Schweiß abzuwarten. Viele lassen sich am Ende mit warmem, wohlriechendem Wasser begießen, und den ganzen Körper mit kostbarer Seife reiben. Die Seife wird zu Schaum geschlagen, und die Virtuosen in der Kunst haben es so weit gebracht, daß sie bey dem Einreiben alle Gelenke in Erschütterung bringen, welches eine sanfte und wollüstige Empfindung verursacht. Die Vornehmen haben unter ihren Dienern eigene Menschen, welche ausschliessend hiezu bestimmt sind, und in den öffentlichen Bädern sind es Menschen, welche dem Eigenthümer des Bades noch eine Abgabe bezahlen, und doch ihr reichliches Auskommen dabey finden. Nach dem Bade werden Erfrischungen gereicht, welche in eingemachten Früchten, dem feinsten Zuckerbackwerk, und in geistigen Getränken bestehen. Für die, welche der Ruhe pflegen wollen, sind Betten zubereitet, welche in einer einfachen Matratze, einem Kopfkissen, und einer seidenen oder baumwollenen Decke bestehen. In den öffentlichen Bädern ist die Einrichtung die nemliche, nur mit weniger Pracht, und vorzüglich

mit weniger Reinlichkeit. Man findet da gewöhnlich einen großen Saal, in welchem die Badegäste sich entkleiden, einen andern, in welchem sie nach dem Bade der Ruhe pflegen, mehrere Zimmer zum Schwitzbad eingerichtet, und endlich den großen Badesaal, welcher in den größern Städten geschmackvoll verziert ist. Die Badewanne ist gewöhnlich so groß, daß fünfzig und mehr Menschen zugleich darin Raum haben. Das Wasser in diesen Badewannen ist oft sehr unrein, denn nach der allgemeinen Volksmeinung wird Wasser, so lang es vier Fuß Tiefe hat, niemals verunreinigt. Diesen Volkswahn wissen die Unternehmer der Badeanstalten trefflich zu benutzen, und lassen, um die Mühe, und die Feurung zu ersparen, das nemliche Wasser mehrere Tage in der Wanne stehen, so daß der Badende oft unreiner aus dem Bade kömmt, als er hineingegangen ist. In den Badehäusern findet man überdieß Menschen, welche die Nägel schneiden, und sie roth, den Bart aber schwarz färben. Dieses geschieht gewöhnlich, während der Badegast mit seiner Pfeife in Schlummerartigem Zustande ausruht. Es wird unter den Persern, doch mehr unter dem Volke, als unter gebilderten Ständen, für eine große Schönheit gehalten, rothgefärbte Nägel zu haben, und man würde es sich zur Schande rechnen, dem Bart seine natürliche Farbe zu lassen. Wer einen rothen Bart hat, färbt ihn glänzend schwarz, und so umgekehrt. Dieses geschieht durch gewiße Wurzeln, welche die Eigenschaft haben, den Haaren die verlangte Farbe zu geben, ohne indessen dieselben, wie dieses sonst bey allen Baitzen der Fall ist, zu verderben, oder in ihrem Wachsthum zu

hindern. Die Farbe hält einige Tage, muß aber alsdann wiederholt werden. Die niedere Volksklasse, besonders Greise färben ihre Bärte nicht sowohl aus Eitelkeit, als aus Achtung gegen Vornehmere, und um diese durch die Farbe ihres Bartes nicht in Verlegenheit zu setzen. Diese Perser haben eine so große Ehrfurcht für das Alter, daß der vornehmste Staatsdiener, der reichste Mann im Lande, wenn er einem Greise, oder auch nur einem Manne, welcher das Zeichen des Alters an seinem Barte trägt, begegnet, ihm die Ehrenstelle einräumen muß. Um dieses zu vermeiden, färbt jeder seinen Bart roth oder schwarz.

Wenn ein fremder Reisender von einiger Bedeutung in einem Orte ankömmt, so ist es Sitte, ihn sogleich mit Zucker in allen möglichen Farben und Gestalten, mit frischem und eingemachtem Obst, und mit Backwerk zu beschenken. Süßigkeiten vertreten bey allen Gastmahlen eine vorzügliche Stelle. Das Gastmahl fängt gewöhnlich mit Kaffee an, dann folgen Zuckerbackwerk, und Thee, und endlich kommen festere Speisen, unter welchen der Pillau niemals fehlen darf. Die Perser sind nicht so bedenklich in der Auswahl der Speisen und Getränke, als die Türken. Sie essen alle Arten von Fleisch ohne zu fürchten sich zu verunreinigen, und trinken Wein und starke Getränke. Bey ihren Mahlen sind sie sehr munter, und lieben Scherz und Unterhaltung. Reiche haben eigne Spaßmacher, welche nach Art unsrer ehemaligen Hofnarren oft sehr plumpe Späße machen, und manchmal werden Gauckler, Taschenspieler und Tänzer gerufen, um die Gäste zu erheitern.

In Persien, so wie in allen rein despotischen Ländern sind die Stände scharf von einander unterschieden, und der Niedere kriecht auf die entehrendste Weise vor seinem Obern, indem er sich das Recht vorbehält, eben so unverschämt auf den, welcher unter ihm ist, herabzublicken, als er selbst unverschämt von den höheren Ständen behandelt wird. An dem Fuße des Thrones kriechen die obersten Staatsdiener eben so sclavisch umher, als der ärmste Wasserträger, und erholen sich dann dadurch, daß in ihren Wohnungen die niedern Stände auch vor ihnen im Staube liegen. Es ist indessen nicht schwer, und geschieht sehr oft, daß die niedersten Menschen plötzlich zu den obersten Stellen erhoben werden. Es gehört dazu nicht sowohl Verdienst, als Glück; Schlauheit, um jeden günstigen Augenblick zu benutzen; Hartherzigkeit, um bey der ersten Gelegenheit seinen Vordermann zu stürzen; eine wahre Rhinozeroshaut, um im Staube immer vorwärts zu kriechen, ohne bey der niedersten Schmeicheley zu erröthen, und endlich einen duldsamen Aufopferungsgeist, um jeden Kreuzer, welchen man auf was immer für eine Weise erobern kann, zu Geschenken und Bestechungen zu verwenden. Glücklich der, welcher einmal diesen goldenen Schlüssel gefunden hat! Er darf sich getrösten, die größten Klüfte zu überspringen, bald an dem Gipfel anzukommen, und sich fest an der errungenen Stelle zu erhalten. Wir werden den Lesern aus der neuesten Geschichte Persiens einige Züge entwerfen, welche das Gesagte beweisen. Die übrigen Welttheile haben, wie die Sage geht, ihre Bevölkerung aus Asien erhalten. Es scheint allerdings, daß die Ansiedler man=

ches von den orientalischen Sitten mitgebracht haben, obwohl diese durch verfeinerte Kultur ein lieblicheres Aeußere erhalten haben, ihren Ursprung aus dem Morgenlande aber nicht verläugnen können. Man findet in so manchen andern Ländern zwey Wege, um zu Ehre und Ansehen zu gelangen. Einen rauhen, beschwerlichen und ungebahnten, auf welchem der Mann von Verdienst, dem die Rhinozeroshaut mangelt, fortwandert, aber sehr füglich darauf erhungern kann, ohne zum Ziel zu gelangen, und dann einen ebnen, Spiegelglatten Weg, auf welchem man nicht gehen, nur kriechen kann. Die Reisenden finden da Räucherpfannen, als Absteigquartier die Departemente der Günstlinge aller Art, vom Ofenheitzer an bis zur Mätresse, und vor allem den hellglänzenden goldnen Spiegel, bey dessen Anblick der geringste Cerberus einschläft, oder doch freundlich mit dem Schwanze wedelt.

Die Perser unterscheiden sich in vier Hauptstämme, deren jeder wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfällt. Je nachdem nun ein Stamm durch Reichthum oder andere Gründe das Uebergewicht erhält, sucht er alle übrigen von den angesehensten Stellen zu verdrängen, und Hunderte werden alsdann vom Gipfel des Glücks in ein fürchterliches Nichts herabgestürzt. Die jetzt regierende Familie ist aus dem Stamme der Cadjar's, welche türkischen Ursprungs sind. Sie ließen sich in frühern Zeiten an den Ufern des caspischen Meeres nieder, und erwarben ein solches Ansehen, daß sie jetzt einen der angesehensten Stämme bilden. Baba Khan, selbst der Neffe eines Usurpators, bemächtigte sich bey den immerwährenden in-

nerlichen Unruhen, in welchen eine Faktion die andere zu schwächen suchte, des Thrones, und nahm den Titel Feth Ali Schah an. Er hatte von Anfang einen harten Stand, allein er zeigte so viele Festigkeit, und wirkliche Herrscherstalente, daß er sich fest auf dem Thron erhielt, da er kräftig von seinem Stamme unterstützt wurde. Er übergab die Statthalterstelle in den verschiedenen Provinzen des Reichs seinen Söhnen, und vertrautesten Freunden, und nahm an seinen Hof die Söhne der mächtigsten Familien im Lande, welchen er nicht ganz trauen mochte, um sie als Geiseln unter seinen Augen zu behalten. Nach befestigter Ruhe beschäftigte er sich damit, die von seinen Vorfahrern, besonders von dem berühmten Nadir Schah, welcher von dem Stamme der Efchar's war, die aus Indien gebrachten, und während der bürgerlichen Unruhen allerwärts zerstreuten Reichthümer zu sammeln, und in seinem Schatze aufzuhäufen. Er wird übrigens von seinen Unterthanen geliebt, da er, so viel es ein orientalischer Despot thun kann, Ordnung und Gerechtigkeit handhabt. Wie streng und grausam Verbrechen bestraft werden, mag folgende Anekdote, welche ein französischer Offizier, der im Jahr 1807 von Napoleon mit geheimen Aufträgen nach Persien geschickt wurde, in seiner Reisebeschreibung erzählt, beweisen. Mirza Hedagiet, ein bey der Schazkammer angestellter Beamter, wurde, nachdem er des Tages zuvor noch einem Feste bey dem Vezier beygewohnt hatte, zur Strafe gezogen, weil er indessen einer Untreue beschuldigt worden war. Die Hände wurden ihm auf die Brust genagelt, und er erhielt in diesem Zustande zweyhundert Stockschläge auf den

bloßen Rücken. Man behauptete, daß er nach geheilten Wunden wieder wie vorhin bey Hofe erscheinen werde, weil die Perser keinen Begriff von Ehre und Schande, ja in ihrer Sprache nicht einmal Worte haben, um diese Begriffe auszudrücken. Der Titel Mirza wird in Persien allen Gelehrten, und jenen, welche mit der Feder umzugehen wissen, beigelegt. Er geht in diesem Falle dem Namen voran, daher in dem obigen Falle Mirza Hedajet. Steht der Titel Mirza dem Namen nach, so bedeutet dieses eine fürstliche Person. Der Thronerbe, und ältester Sohn Feth Ali Schah's hieß Abbas Mirza.

Der Günstling des jetzigen Herrschers von Persien Ady Mohamed Hussein liefert einen Beweis dessen, was wir oben sagten, daß die in jeder Hinsicht niedersten Menschen im Orient oft plötzlich zu den höchsten Stellen erhoben werden. Er ist der Sohn eines Höckers, und trieb lang das Geschäft seines Vaters. In den bürgerlichen Unruhen wußte er sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, und benutzte es sich nach orientalischer Sitte den Weg zum Glück zu bahnen. Er wurde Günstling des damaligen Statthalters von Ispahan, und wußte sich so gut in die Zeit, und in die Launen seines Beschützers zu fügen, daß er schnell vorrückte, und bald die Stelle desselben erhielt. Als Feth Ali Schah den Thron bestieg, erwarb er durch reiche Geschenke auch dessen Gunst, und wurde in seiner Stelle, einer Quelle großen Reichthums, bestättigt. Er konnte indessen seinen angeerbten Krämergeist nicht verläugnen, und wußte sich bald den Alleinhandel in seiner Statthalterschaft zuzueignen. Wo etwas gekauft oder verkauft wurde, ge-

schah es für Rechnung des Statthalters. Die Leute wurden arm, und er sammelte ungeheure Schätze. Von Zeit zu Zeit erkauft er sich die Fortdauer der Gunst seines Herrschers durch neue reiche Geschenke, da er indessen als kluger Mann dem Wechsel der Dinge doch nicht traut, und da er weiß, daß mit dem Sturze eines Mannes von Bedeutung immer die Einziehung seines Vermögens verbunden ist, so sendet er seinem noch lebenden Vater häufig Geld und Kostbarkeiten, um sich einen Nothpfenning zu hinterlegen. Er führt, wie es im Orient gewöhnlich ist, den hochtrabenden Titel einer Stütze des Reichs, (eminud dewlet) befleißigt sich aber, da er weiß, daß äußerer Glanz nur den Neid und die Geldgierde anderer rege macht, der größten Einfachheit. Er hat überall freyen Zutritt, und kein Geheimniß darf ihm verborgen werden. Die Großen des Reichs kriechen auf eine niedrige Weise vor diesem Abglanz der Sonne, mit der tröstlichen Hoffnung indessen ihn bald gestürzt zu sehen, und über seinen Rücken vielleicht selbst die beneidenswerthe Stelle zu erklimmen.

Der Grosvezier Mirza Chefi ist nicht von so niederm Stande, als jener, denn er stammt von angesehenen und reichen Eltern. Durch seine Talente, seine Geschmeidigkeit, und vorzüglich durch zu rechter Zeit gebrachte Opfer, wußte er seine ererbten und seitdem aufgehäuften Reichthümer zu erhalten. Die Leser werden sich einen Begriff von dem unter diesen Völkern herrschenden Geist zu machen im Stande seyn, wenn sie erfahren, daß dieser Mann zwey von des Kaisers zahlreichen Söhnen an Kindesstatt annahm, und der Herrscher sie ihm überließ, daß der Vezier

aber nichts destoweniger als Sclave vor seinem Herrn im Staube liegen muß, und nicht einmal das Recht hat, als Greis sich in Gegenwart seiner angenommenen Kinder nieder zu setzen.

Der eben erwähnte franz. Offizier sagt, daß der Vezier bey der ersten Unterredung eine auffallende Unachtsamkeit bezeigt habe, gleich so manchen andern Geschäftsmännern, welche es ihrer Würde angemessen finden, die armen Bedrängten, welche unter Angst und Zittern ihre Bitten, von deren Gewährung oft das Leben einer ausgehungerten Familie abhängt, überreichen, mit schneidender Kälte zurückzuschrecken, und indessen mit der Dose oder dem Schoßhündchen zu spielen. Die Unterredung fiel bey einer Mahlzeit vor. Man sprach von Geschäften, während Neugierige sich von allen Seiten herbeydrängten, um Geheimnisse zu erlauschen, der Vezier aber sich damit belustigte, Brodkügelchen auf die Gäste umher zu werfen. Bey einer zweyten Audienz indessen wurden auf gemachte Vorstellung die Geschäfte mit mehrerm Ernste betrieben.

Niemand, welcher etwas zu suchen hat, darf sich mit leeren Händen nahen, und die Geschenke müssen der Wichtigkeit des Gesuches angemessen seyn. Alle Staatsbeamten, die Veziere, der Kaiser selbst, erhalten ihren Antheil. Da kann man wohl mit Recht behaupten, daß die Praxis golden sey.

Kein Volk auf dem Erdenrunde kann abergläubiger seyn, als es die Perser sind. Sie thun keinen Schritt, ohne das Orakel vorher befragt zu haben. Bey Dingen von geringer Wichtigkeit sind sie ihre eignen Wahrsager, und fragen ihren Rosenkranz, wel-

chen der Perser theils zu diesem Endzweck, theils des Anstands wegen niemals von der Hand legt, um Rath; bey wichtigern Gegenständen aber wenden sie sich an die Sterndeuter, deren es bey ihnen eine große Menge gibt. Es sind Schlauköpfe, welche sich bey ihrem Handwerk sehr gut nähren, und, wie es sich leicht denken läßt, großen Einfluß in die öffentlichen Geschäfte haben. Findet der Wahrsager, daß die Sterne ungünstig stehen, so lassen die Staatsbeamten, der Vezier, ja der Kaiser selbst, die wichtigsten Geschäfte liegen, weil unter solchen Umständen doch nichts gelingen würde. Kein Heereszug wird unternommen, so lang der Sterndeuter es nicht billigt, und kündigt er mitten auf dem Marsche eine unglückliche Constellation an, so wird Halt gemacht, sollten auch die nachtheiligsten Folgen zu befürchten seyn, bis der Ehrenmann versichert, daß die Gefahr vorüber sey. Gewiße Tage halten sie an sich schon für ungünstig, und an einem Mittwoch darf nichts angefangen, wohl aber ein schon angefangenes Geschäft fortgesetzt werden. Auf die Amulette, das ist, kleine Päckchen, in welchen geschriebene Sprüche aus dem Coran eingenäht sind, haben die Perser großes Zutrauen, und viele tragen Hemder, auf welche Sterne und Stellen aus dem Coran gemalen sind, weil sie glauben, daß keine Kugel ein solches Hemd durchdringen kann. Die Türkisse haben nach der Perser Meynung die Kraft, Gefahr und Unglück abzuwenden. Sie tragen daher immer solche Steine bey sich, und es ist ein Beweis großer Freundschaft, wenn sie Jemanden ein Geschenk damit machen. In Krankheiten nehmen sie immer zu Beschwörungen, und Aberglauben

den ihre Zuflucht, daher auch die Arzneykunde in Persien sehr vernachläßigt wird, und in Jahrhunderten keine, oder wenig Fortschritte macht.

Eine auffallende Schwachheit in dem Charakter der Perser sind Unbestand und Flatterhaftigkeit. Sie unternehmen manche Geschäfte mit brennendem Eifer, allein er erkaltet bald, und sie haben den Muth nicht, bis ans Ende auszuharren. Jedes Hinderniß schreckt sie ab, und jede Neuigkeit leitet ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände. Sie gleichen hierin Kindern, welche die ernstesten Beschäftigungen verlassen, um mit ihrem Spielzeug sich zu unterhalten. Die Perser haben den Ernst nicht, welchen man bey andern Völkern des Orients findet. Sie sind munter, und treiben ihre Lustigkeit oft bis zum Leichtsinn. Der Französische Offizier, von welchem wir oben sprachen, versichert, daß bey einem Gastmahle, welches der Vezier gab, ungebundener Scherz herrschte, und daß die bärtigen Perser troz dem elegantesten Pariserstutzer Zweydeutigkeiten zu sagen wußten. Man wird überhaupt bemerken, daß die Perser in manchem Stücke den Franzmännern gleichen.

Noch einer persischen Sitte wollen wir erwähnen, welche man zwar bey mehrern Völkern des Orients findet. Wenn ein Perser bemerkt, daß sein Gast etwas in seinem Hause schön findet, so wird er nicht unterlassen, ihm dasselbe, sollte es auch von großem Werthe seyn, als Geschenk anzubieten. Die Anerbietung wird wohl selten angenommen, geschieht es aber, so darf er sich nicht weigern, kömmt aber

dabey gewiß nicht zu kurz, denn er hat Dreistigkeit genug, sich bey anderer Gelegenheit doppelt seines Schadens zu erholen.

Einige merkwürdige Charakterzüge der in den Wüsten Arabiens wohnenden Volksstämme.

Es ist für den Geschichtskundigen äußerst merkwürdig, ein Volk zu betrachten, welches, während andere Nationen stiegen und fielen, und in der Folge der Zeit ihre Verfassung, ja ihr ganzes Wesen veränderten, durch Jahrhunderte standhaft seine alten Gebräuche und Gewohnheiten, seine innere Verfassung, und seine Unabhängigkeit behauptete. Von dieser Art sind die Bewohner der Wüsten Arabiens, ein Volk, welches zwar in verschiedene Stämme eingetheilt ist, aber einen gemeinschaftlichen Ursprung hat, und unter dem Namen der Beduinen bekannt ist. Diese Menschen, von der Lage ihres Landes begünstigt, und von einem regen Gemeingeist beseelt, erhielten ihre Freyheit, während alle ihre Nachbarn früh oder spät ihren Nacken unter den Willen ihrer Eroberer schmiegen, fremde Gesetze annehmen, und der freyen Lebensweise entsagen mußten. Sie sind daher auch äußerst stolz auf diese Vorzüge, und betrachten alle andern Völker mit Mitleid, mit Verachtung. Der Vater flößt frühzeitig seinem Sohne den Geist zur Unabhängigkeit, die Liebe zu einem

Vaterlande ein, aus welchem noch kein Eroberer sie verdrängen, kein Sieger sie unterjochen konnte, und der Stolz auf das Eigenthum dieses Landes pflanzt sich auf Kinder und Kindeskinder fort. Es wird den Lesern angenehm seyn, wenn wir ihnen, ohne uns auf die genaue Beschreibung dieses Landes, welche schon von vielen Schriftstellern geliefert wurde, einzulassen, einige Eigenthümlichkeiten dieser Menschen, und ihres Charakters schildern.

Die Bewohner desjenigen Theils von Arabien, welcher unter dem Namen des wüsten Arabiens bekannt ist, heißen Beduinen. Der Beduine ist ein kriegerischer Hirt, die Heerde sein Reichthum, und die Waffen seine Zierde. Die Lage und Beschaffenheit seines Landes macht ihm diese Lebensweise nothwendig. Es ist des Anbaues fast durchgehends unfähig. Ungeheure Sandebenen bilden den größten Theil der arabischen Wüste. Wie auf dem Meere erblickt das Aug des Wanderers nirgend einen Gegenstand, auf welchem es ruhen könnte. Tiefe Stille herrscht durch das ganze Land, nur wenige Vögel durchkreuzen die Luft, und die zahlreichen Heerden der wandernden Hirten abgerechnet, findet man wenig andere Thiere. Der dürreste Sandboden ist indessen nicht ganz kahl und unfruchtbar. Es wachsen da mehrere stachlichte Pflanzen und Gesträuche, welche den Kameelen, Dromedaren ꝛc. zum Futter dienen. Da, wo es nicht an Wasser gebricht, und in den Umgebungen der Quellen, findet man den üppigsten Graswuchs, und diese Weideplätze sind es, auf welchen die verschiedenen Stämme mit ihren Heerden umher ziehen. Sie verweilen an einem Orte so lange, als sie Futter für

ihre oft zahlreichen Heerden finden, und fängt es an daran zu gebrechen, so suchen sie eine andere Stelle, so daß sie heute hier, und in einigen Tagen vielleicht viele Meilen entfernt sind. Die Heerden dieser Menschen bestehen aus Kameelen, Dromedaren, vortrefflichen Pferden, Kühen, Ochsen, Schaafen und Ziegen. Sie sind es, welche ihnen ihre Nahrung, ihre Kleidung, und vielfältige Gegenstände des Tauschhandels liefern. Nebst dem lebt der Beduine vom Raube, welchen er aber nicht als Raub, oder als etwas Unrechtes ansieht. Er betrachtet sich nemlich als den Herrn des Landes, und jeder, welcher nicht zu seinem Volke gehört, als zinsbar. So wie ein Fremdling das Gebiet der Beduinen betritt, halten sie sich für berechtigt, eine Abgabe, einen Tribut von ihm zu fodern, und verweigert er es, so nehmen sie es mit Gewalt, und berauben ihn in solch einem Falle oft ganz. Die Waffenfähigen Beduinen durchstreifen daher auf ihren vortrefflichen und flüchtigen Pferden, während ihre Heerden unter der Obsorge der Knechte, und der Weiber bleiben, die Gegend, und brandschatzen die Reisenden. Dieses ist die Ursache, daß man in diesen Ländern immer in großer Anzahl und wohl bewaffnet reist, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Eine solche Anzahl unter der Leitung eines Anführers Reisender heißt eine Caravane, und der Anführer Caravan-bachi. Ihm liegt es ob, für die Sicherheit der Reisenden zu sorgen. Man zieht daher vorläufig Kunde ein, in welcher Gegend sich Lager der Beduinen befinden, um durch die Wüsten einen andern Weg zu wählen, da die Stämme aber oft plötzlich von einem Orte zum andern ziehen, so geräth man ihnen oft unversehens in die Hände, und

dann bleibt kein anderes Mittel, als sich durchzuschlagen, oder mit ihnen zu unterhandeln. Der Angriff der Beduinen ist gewöhnlich heftig, aber nicht von Dauer. Wenn sie kräftigen Widerstand finden, so stehen sie von ihrem Unternehmen bald ab. Wenn sich die Reisenden indessen nicht stark genug fühlen, so ziehen sie den Weg der Unterhandlung vor, und die Beduinen lassen sich in solch einem Falle billig finden. Man bezahlt ihnen eine Abgabe, und erkauft sich dadurch ihren Schutz. Sie geleiten dann die Reisenden eine große Strecke Weges, und vertheidigen sie gewissenhaft gegen alle andern Angriffe. Das ganze die Wüsten Arabiens bewohnende Volk theilt sich in Stämme. Jeder Stamm hat seinen Anführer, welcher Schech genannt wird, deren mehrere zusammen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, Emir genannt, stehen. Es geschieht sehr oft, daß die verschiedenen Stämme unter sich in Streit und Feindschaft gerathen, wenn aber das Volk von einem äußern Feinde bedroht wird, so schwinden augenblicklich alle Privatstreitigkeiten, und alle vereinigen sich, um ihre Freyheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen.

Zwar sind es Räuber, diese kriegerische Hirten, aber nicht grausam, selbst nicht gegen die Ueberwundenen. Wer sich den Schutz und die Freundschaft eines Beduinen erwarb, findet an ihm einen treuen Freund und Beschützer. Durch ihn wird er bald der Freund und Bruder des ganzen Stammes, und aller derer, welche mit diesem Stamme in Frieden leben. Unterschied der Religionsmeynungen hat keinen Einfluß auf die Gesinnungen des Beduinen. Wem er einmal sein Wort gab, er sey ein Glaubensgenosse

von ihm, oder nicht, dem wird er es treulich halten. Gastfreyheit ist eine diesem Menschen in hohem Grade eigne Tugend. Ist die Mahlzeit bereit, so ist jeder ein willkommner Gast, und wird sicher mit Auszeichnung behandelt. Wenn ein einzelner Reisender das Glück hat, sich den Gezelten eines Stammes zu nahen, und um Schutz bittet, so kann er der besten Aufnahme zum Voraus versichert seyn. Man wird ihm zwar mit fürchterlichem Geschrey entgegen eilen, und bald wird man ihn zu einem Zelte geleiten, und ihm da die Ehrenstelle einräumen. So lange er verweilt, wird er als Glied der Familie behandelt, und bey seiner Abreise mit allem Nothwendigen versehen. Eine besondere Achtung hat der Beduine für Salz und Brod, und bittet Jemand um etwas um des Salzes und Brodes willen, so wird ihm seine Bitte gewiß nicht abgeschlagen werden. Nur die Blutrache ist im Stande den Beduinen grausam zu machen. Blut kann bey ihm nur durch Blut versöhnt werden, und dann ist ihm keine Mühe, kein Opfer zu groß, wenn er nur seine Rache befriedigen kann. Auch auf den guten Ruf seiner Familie ist der Beduine äußerst eifersüchtig. Wer die Seinigen lästert, oder verläumdet, ist sein erklärter Feind, und hat sich Jemand aus der Familie wirklich entehrt, so hat man häufige Beyspiele, daß die Verwandten den Fehltritt mit dem Tode bestraften. Im Umgange sind die Beduinen sanft, und Zänkereyen sind bey ihnen äußerst selten.

Dem Zeugniß aller jener, welche diese Länder bereisten, zu Folge, ist es ein schöner Anblick, einen Beduinenstamm auf seiner Wanderung nach einem

neuen Weideplatz zu sehen. Voraus reiten einige wohlbewaffnete Krieger, dann kommen die großen und zahlreichen Heerden in buntem Gewühl. Kameele und Dromedaren sind mit Zeltdecken, Zeltstangen, und verschiedenem Hausgeräthe bepackt. Geflügel aller Art, Hühner, Tauben ꝛc. flattern umher, setzen sich auf den Rücken der Lastthiere, und geben ihre Freude über ihren sonderbaren Standpunkt zu erkennen. Die Weiber und Kinder sitzen ebenfalls auf den Kameelen, sind munter und fröhlich, und vereinigen ihr Geschrey mit dem Schreyen, Wiehern, Blöcken und Bellen so vieler Thiere, aus welchen der Zug besteht. Rüstige Knaben wandern zu Fuß, und helfen unter Scherz und Spielen den Knechten die Heerde antreiben. Die Männer zu Pferde umgeben den Zug, wachen für dessen Sicherheit, und suchen die Ordnung zu erhalten. Auf solche Weise wälzt sich der Zug langsam weiter. Bey dem neuen Weideplatze angekommen, welcher oft mehrere Tagreisen von dem vorigen entfernt liegt, werden die Zelten im Kreise um das des Anführers aufgeschlagen, Brunnen werden gegraben, und in wenigen Stunden ist alles wieder in der gehörigen Ordnung.

Die Beduinen sind Mohameds Lehre zugethan, allein sie sind weder so ängstlich strenge in der Beobachtung der Förmlichkeiten, noch so unverträglich gegen andere Religionsverwandten, als die Türken, und andere Anhänger dieser Lehre. In den Lagern gibt es keine Moscheen noch Leute, welche zu gewißen Stunden die Gläubigen zum Gebete rufen. Jeder betet, wenn er kann, oder sich aufgelegt dazu findet. In dem Monat Ramadan indessen, in wel-

chem bey den Mahomedanern große Feste, und Fasttäge eintreten, lassen die Oberhäupter gewöhnlich Teppiche in der Mitte des Lagers ausbreiten, und beten mit dem Volke. Eben so verhält es sich mit den Bädern und vorgeschriebenen Reinigungen. Die Beduinen beobachten diese Vorschrift des Corans ohne allen Zwang, wie sich Zeit und Gelegenheit dazu findet. Zu gewißen Zeiten werden Thiere als Opfer geschlachtet, und den Armen das Fleisch als Gabe ausgetheilt. Möchte diese menschenfreundliche Sitte auch bey andern Völkern nachgeahmt werden! Die Beschneidung lassen die Beduinen an ihren Kindern nicht wie andere Mohamedaner in früher Kindheit, sondern erst in einem Alter von 13 bis 14 Jahren vornehmen. Die Knaben dieses Alters versammeln sich alle Jahre an dem bestimmten Tage, und die Beschneidung ist für sie, und für ihre Eltern eine Feyerlichkeit, welche immer durch mehrere Tage festlich begangen wird.

Bey der Verheirathung beobachten die Beduinen ganz eigene Gebräuche. Da die Weiber und Mädchen dieser Völker stets verschleiert gehen, so fällt es dem heirathslustigen Jüngling schwer, sich von der Schönheit eines Mädchens zu überzeugen. Er sieht wohl ihren Wuchs, hört ihre Stimme, aber das Gesicht bleibt ihm verborgen, doch wissen sich die jungen Leute manchmal durch List zu helfen. Er verbirgt sich nahe an dem Wasserplatze, wo die Mädchen gewöhnlich ihre Schleier lüften, und vertraulich sich unterhalten, oder er läßt die Schöne, auf welche er sein Aug geworfen hat, in das Zelt irgend eines Verwandten rufen, wo er sie ungesehen beobachten, und sich

überzeugen kann, ob sie auch seiner Erwartung entspreche. Ist er entschlossen, so läßt er durch einen Freund bey den Eltern des Mädchens werben, und ihnen sogleich eine Summe, welche allemal in Vieh, Kameelen, Pferden, Kühen, Schaafen, nach dem Stande und dem Vermögen des Heirathslustigen, besteht, anbieten. Wird der Antrag angenommen, so werden die Verwandten als Zeugen gerufen, und sie bringen den Tag mit den Eltern der Neuverlobten festlich hin.

Am Tag der Hochzeit wird die Braut von ihren Freundinnen in das Bad begleitet. Hier wird sie festlich geschmückt, gesalbt und beräuchert. Zur Schönheit gehört, daß die Augbraunen und Augenlieder schwarz, die Nägel aber roth gefärbt werden. Goldene und silberne Ringe, Spangen, Ketten ꝛc. werden nicht gespart, und Vermögliche tragen an diesem Tage oft große Schätze auf dem Leibe. Wenn der Putz vollendet ist, wird die Braut auf ein mit Blumengewinden reich geziertes Kameel, oder Mutterpferd gesetzt, und von ihren Gespielinnen unter lieblichen Gesängen an den zur Hochzeit bestimmten Ort geführt. Der Bräutigam bereitet sich auch durch ein Bad vor, und kömmt dann in Begleitung aller Jünglinge seines Alters an den Ort. Der Zug wandelt munter aber geräuschlos vorwärts, denn der Beduine wird auch in der Freude nicht laut. An dem zur Feyer bestimmten Orte angekommen, begeben sich die Männer in ein, die Weiber in ein anderes Zelt. Das hochzeitliche Zelt bleibt leer, und darf vor dem Abend nicht betreten werden. Die Mädchen unterhalten sich mit Gesang und Tanz, an welchem die Jünglinge keinen Antheil nehmen,

sondern bey einem frohen Mahle in ihrem Zelte verbleiben. Am Abend begibt sich der Bräutigam in das hochzeitliche Zelt, und erwartet sitzend die Braut, welche ihm von den Weibern zugeführt wird. Sie läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, er aber betrachtet sie blos ohne etwas zu sprechen. Dieser Besuch wird dreymal wiederholt, und erst bey dem drittenmale legt er seiner Braut eine silberne oder goldene Denkmünze auf die Stirne, umarmt sie, und hebt sie von der Erde auf. Nun ist der Bund geschlossen, und herzliche Glückwünsche ertönen von allen Seiten. Das Fest dauert mehrere Tage fort, die junge Frau nimmt aber keinen Antheil mehr daran, sondern tritt sogleich ihre Geschäfte an. Die Weiber der Beduinen sind stets mit Geschäften beladen, und werden schon von früher Jugend dazu angehalten. Die Töchter lernen von ihren Müttern die Geschäfte des Hauswesens führen, und gehorchen, denn die Frau ist das Eigenthum des Mannes, und hat keinen eigenen Willen. Demungeachtet ist es selten, daß der Beduine seine Weiber, — es ist ihm nach mahomedanischer Sitte erlaubt, deren mehrere zu haben, — drücke, oder mishandle. Zu den häuslichen Arbeiten des weiblichen Geschlechtes unter den Beduinen gehört auch die Verfertigung wollener Teppiche von bunter Farbe, welche oft sehr schön, und ein Gegenstand des Handels sind. Die elterliche Liebe ist unter diesen Volksstämmen in ihrer ganzen Stärke. Die Mütter liebkosen, und warten ihre Kinder unter den größten Aufopferungen. Der Vater ist stolz auf seine Kinder, und bey der Geburt seines Erstgebornen legt er seinen Namen ab, um den seines Sohnes anzunehmen. Er nennt sich

z. B. dann nicht mehr Achmet, sondern den Vater des Ali, wenn er etwa seinem Sohn diesen Namen gab. Jeder Stamm unterscheidet sich noch überdieß durch den Namen eines alten Stammvaters, von welchem sich jedes Mitglied als den Sohn betrachtet. Daraus entsteht ein schönes Band der Anhänglichkeit, denn jeder ist der Bruder des andern. Ungeachtet dieser großen Liebe der Eltern für ihre Kinder erlaubt es indessen ihre Lebensweise den Beduinen nicht, viel für die Erziehung ihrer Kinder zu thun. Die Mädchen lernen arbeiten und gehorchen, und die Knaben von früher Jugend an reiten, und die Waffen führen. Dieses ist alles, was für ihre Bildung geschieht. Selbst die Spiele der jungen Leute sind Uebungen für das reifere Alter. Der Jüngling springt, läuft, ringt, und legt selbst bey dem Tanze seine Waffen nicht aus der Hand. Sein Körper wird frühzeitig abgehärtet, er muß Hunger und Durst ertragen können, die Heerden pflegen und beschützen, und zu diesem Ende seine Waffen führen lernen. Niemand reitet kühner, als er, und man kann behaupten, daß er den größten Theil seines Lebens zu Pferde zubringt. Die Männer unterhalten sich in Musestunden mit der Jagd, und durch militärische Uebungen zu Pferde, die Weiber mit Gesang, und Erzählungen.

Der Beduine ist in seinem ganzen Benehmen ernst, einfach und geräuschlos. Dieses beweist er auch in seiner Trauer um Verstorbene. Er bricht niemals in lauten Schmerz aus, wenn er einen Verwandten oder Freund zu Grabe begleitet. „Seine Stunde ist gekommen, sagt er; Gott erwies ihm Barmherzigkeit, und im Paradiese finde ich ihn wie-

der.“ Die Weiber haben indessen, wie überall, das Vorrecht, etwas lauter in den Aeußerungen ihres Schmerzes zu seyn. Die Begräbnißplätze sind immer weit von dem Lager entfernt. Die Männer tragen den Verstorbenen auf einer Bahre dahin, und graben ihn tief in die Erde. Ein Trauermahl in dem Zelte des nächsten Anverwandten beschließt gewöhnlich die Feyer. Bey einigen Stämmen ist es gebräuchlich, einen Tag im Jahre dem Andenken an die Verstorbenen zu weihen.

Zu den bemerkenswerthen Eigenheiten der Beduinen gehört ihre Zärtlichkeit für ihre Pferde, und die Sanftmuth, mit welcher sie diese Thiere, welche aber auch durchgehends von großer Schönheit sind, behandeln. Der Beduine fühlt, welche große Dienste ihm das Pferd leistet, und sucht ihm seine Erkenntlichkeit dafür durch die zärtlichste Behandlung zu beweisen. Niemals wird er es schlagen, oder mishandeln, und wenn er es ja im Dienst stark anstrengen mußte, so pflegt er es denn desto sorgsamer, und genießt nicht eher der Ruhe, bis er seinem lieben Thiere alle Bequemlichkeiten verschafft hat. Das Lieblingspferd, welches gewöhnlich ein Mutterpferd ist, hat das Vorrecht mit dem Follen in dem Zelte seines Herrn zu wohnen. Unangebunden geht es unter den Bewohnern des Zeltes mit solcher Sorgfalt umher, daß es niemals Jemanden beschädigt, und schläft mitten unter den Menschen. Die Kinder spielen fröhlich mit ihm. Im Freyen steckt der Beduine seine Lanze in die Erde, und darf versichert seyn, daß sein Pferd, sollte er auch mehrere Stunden lang weg bleiben, sich nicht davon entfernen wird. Die Beduinen sprechen

mit ihren Pferden in den zärtlichsten Ausdrücken, und die guten Thiere scheinen alle Worte zu verstehen. Man hat Beyspiele, daß Beduinen, wenn sie sich auch in grosser Armuth befanden, sich nicht entschliessen konnten, ihr Pferd zu verkaufen, und lieber die größte Noth litten, als die angebotene, grosse Summe anzunehmen.

Verschiedene Religionsgebräuche der Mongolischen Völker, besonders der Kalmucken.

Die Mongolen gehören unstreitig zu den ältesten Urvölkern des Erdbodens. Sie theilten sich frühzeitig in mehrere Haupt- und Unterstämme, deren einige sehr mächtig waren, und zum Theil noch sind. Sie besetzten und eroberten in verschiedenen Zeiträumen mehrere große Länder, und sind für den Geschichtsforscher merkwürdig. Es ist unsere Absicht nicht, hier eine Beschreibung, noch viel weniger, die Geschichte der verschiedenen mongolischen Stämme zu liefern, sondern wir schränken uns blos darauf ein, den Lesern Nachricht über einige merkwürdige Religionsgebräuche dieser Völker, besonders der Kalmucken zu geben.

Ursprünglich theilten sich diese Völker in zwey Hauptstämme, nemlich die eigentlichen Mongolen, und die Dömbön-Oirat, welche von jeher die bittersten Feinde waren. Die letztern bildeten wieder vier Un-

terstämme, deren einer die Kalmucken sind. Sie werden auch Onlot genannt, und bewohnen im östlichen Asien ein Land von mehr als 50,000 Quadratmeilen Größe, welches unter dem Namen der Kalmuckey, oder Onlotey bekannt ist. Ein Theil dieses Landes besteht aus ungeheuren Bergen und Felsen, der größere aber aus großen Steppen, welche für die Viehzucht mehr, als für den Ackerbau geeignet sind. Die Kalmucken sind daher Hirten, welche in Stämmen unter Fürsten leben, und wie alle Hirtenvölker nach dem Bedürfniß der Jahreszeiten, und ihrer großen Heerden umher wandern. In der Nähe der Flüsse, deren dieses Land mehrere beträchtliche, z. B. den Irtisch, Obi, Jenisei, u. a. hat, ist das Land sehr fruchtbar, allein der Ackerbau wird nichts destoweniger vernachläßigt.

Alle diese Völker, und noch viele andere, bekennen sich zu der lamaischen Religion, welche in Tibet ihren Sitz hat. Diese Religion hat ihren Namen von dem Lama, welcher eigentlich ein Mensch, wie jeder andere Sterbliche ist, den aber seine Anhänger für unsterblich halten, und göttlich verehren. Ihr Glaube geht so weit, daß sie alles, was den Lama berührt hat, oder von ihm herkömmt, selbst die unsaubersten Dinge, ehrfurchtsvoll verehren, und ihm eine Wunderkraft zuschreiben. Der Lama ist nicht nur der Gott, sondern zugleich auch der weltliche Beherrscher des Landes. Es gibt deren zwey, nemlich der Delalan-Lama, welcher den nördlichen, und den Tischa-lama, der den südlichen Theil von Tibet beherrscht. Beyde Lama's werden in Klöstern erzogen, und beständig in denselben, umgeben von einer un-

geheuren Anzahl Priestern, welche alle Aemter und Ehrenstellen bekleiden. Nebst diesen leben noch eine Menge von Mönchen in Klöstern, welche alle ein müßiges, und eheloses Leben führen, welches die Bevölkerung nicht sonderlich begünstigt. Bemerkenswerth ist es, daß man in der Lamaischen Religion Aehnlichkeiten mit fast allen bekannten Religionen der Erde, besonders aber mit der katholischen Religion findet. Die Lamaisten haben nebst ihrem lebenden Gotte, noch eine Menge untergeordneter Götzen, deren einige unter den scheußlichsten Gestalten abgebildet werden. Der Hauptgötze heißt Schigimuni, doch hat jeder noch einen, oder mehrere Hausgötzen.

Bey Verlobungen und Hochzeiten haben die Kalmucken einige besondere Gebräuche. Oft verloben Eltern ihre Kinder schon in früher Jugend, und dann wird das gegenseitige Versprechen pünktlich erfüllt. Gewöhnlich schikt der heirathslustige Jüngling einen Verwandten zu den Eltern seines Mädchens. Sind diese geneigt, so werden die gegenseitigen Eltern zu einer Unterredung eingeladen, welche allemal bey den Eltern des Jünglings gehalten wird. Die nächsten Anverwandten von beiden Seiten wohnen der Unterredung bey. Es wird tüchtig geschmaußt, und man beschenkt sich gegenseitig mit Pferden oder anderm Vieh. Man unterhandelt wegen der Ausstattung der Braut, bey welcher die Filzhütte, das Wohnhaus der Kalmucken niemals fehlen darf. Nach einigen Tagen sendet der Jüngling an die Eltern des Mädchens einige geschlachtete Schaafe, oder Ochsen, nebst Branntwein, und für seine Braut ermangelt er nicht eine Schaafskeule mit dem ganzen Fuß beizulegen. Die

Annahme dieser Geschenke ist die eigentliche Verlobung. Der Priester wird nun um den zur Hochzeit günstigen Tag befragt, welchen er auch, nachdem er vorher in dem Gestirn gelesen, und durch eigene Formeln die schadenfrohen Geister gebändigt hat, bestimmt. Es ist unglaublich, welcher krasser und lächerlicher Aberglaube unter diesen Völkern herrscht, den ihre Priester zu erhalten und zu befördern trachten, weil sie ihren Vortheil dabey finden.

An dem Hochzeittage bringen die Eltern der Braut die neue Filzhütte, welche sogleich aufgeschlagen wird. Die Braut folgt zu Pferde, umgeben von Freundinnen, welche mit einem Schleier sie so lange verhüllen, bis die Hütte aufgeschlagen, und alles Hausgeräth in derselben geordnet ist. Ein Priester (Gellong) beräuchert die Hütte, während der Bräutigam in den Hütten seiner Freunde schmaußt. Wenn die Stunde der Trauung gekommen, knien die Brautleute, er zur Rechten, sie zur Linken, vor einem Feuer, welches an dem Eingang ihrer neuen Hütte angezündet wird, nieder. Sie halten eine Schaafskeule mit dem Fuß in den Händen, doch so, daß die Braut dieselbe an dem dickern Theile hält, und der fleischigte Theil in die Höhe steht. Vor ihnen steht eine Schüssel mit Brühe, und eine andere mit Fleisch von dem Schaafe, dessen Keule sie halten. Der Gellong befindet sich an dem Eingang der Hütte, und segnet die Brautleute ein, während zwey ihnen die Köpfe dreymal zur Erde drücken, mit den Worten: verehre die Sonne! verehre die Schaggai-Keule! verehre die Butter! Sobald dieses geschehen ist, ergreifen die zunächst stehenden Freunde oder Freundinnen

nen die Mützen der Brautleute, und werfen sie unter großem Jubel in die Hütte, indem sie wohl aufmerken, wessen Mütze zuerst hinein fällt, weil das besonders Glück andeutet. Nun ist die Trauung vorüber, und das fröhliche Gastmahl beginnt.

Gegen Abend ergreifen einige junge Weiber die Braut, welche sich den Tag über noch immer mit auffallender Sorgfalt in dem Kreise ihrer Freundinnen aufzuhalten sucht, und führen sie mit einem Schein von Gewalt ab. Die jungfräulichen Zöpfe werden nun gelöst, und die Braut tritt durch diese Feyerlichkeit in den Stand der Frauen. Sie wird nun ihrem Manne, welcher sie in seiner Hütte erwartet, übergeben, und es gehört mit dazu, daß sie sich dabey sehr kläglich gebehrde, und sich nur nach langem Zureden beruhigen lasse. Die Weiber der Kalmucken sind züchtig, und wissen nichts von Sittenlosigkeit und Untreue, doch geschieht es manchmal aus andern Gründen, daß die Ehen getrennt werden. In diesem Falle darf kein Theil wieder heirathen, wie denn überhaupt die lamaischen Gesetze die Bevölkerung immer eher zu mindern, als zu vermehren suchen.

In der Geburtsstunde stehen der Wöchnerin ihre weiblichen Verwandten bey, aber auch hier, so wie in allen Handlungen der Kalmucken zeigt sich der krasseste Aberglaube. Man nimmt häufig zu Zaubermitteln seine Zuflucht, und die Männer vertreiben indessen um die Hütte mit großem Gelärm, und durch Schießen die bösen Geister, welche der Wöchnerin sowohl,

als dem Kinde schaden könnten. Am zweyten oder dritten Tage nach der Geburt wird das Kind von dem Priester unter Gebeten in einem mit Milch und Wasser angefüllten Gefässe untergetaucht, und erhält den Namen eines Heiligen. Man sieht, wie viele Aehnlichkeit die Gebräuche der lamaischen Religion in manchen Stücken mit denen der katholischen Kirche haben, und es lohnte sich der Mühe, dem Ursprung dieser Aehnlichkeit tiefer nachzuspüren. Wenn das Kind gehen kann, so bringt es die Mutter zu dem Priester, welcher es einsegnet, und ihm ein Amulet um den Hals hängt. Es gehört zum Glücke eines Menschen, dieses in früher Jugend erhaltene Amulet seine ganze Lebenszeit über zu behalten. Von vier Knaben wird wenigstens einer dem geistlichen Stande, und folglich dem ehelosen Leben gewidmet. Diese werden von früher Kindheit an in Klöstern erzogen. Die andern Kinder werden in Ansehung der geistigen Bildung ganz vernachläßigt, zu körperlichen Uebungen aber streng angehalten.

Die Anhänger der lamaischen Religion bringen ihren Hausgötzen täglich, und von allem, was sie genießen, Opfer. In ihren öffentlichen kirchlichen Verrichtungen findet man Gesang, rauschende Musik, Räucherungen, und viele andere Zeremonien, welche unter gewißen Veränderungen auch in der christlichen Kirche üblich sind. Selbst das Weihwasser ist ihnen bekannt, und es ist Sitte, daß jeder Lamaist, wenn er in den Tempel kömmt, einige Tropfen davon verschluckt. Bey Begräbnissen wird neben dem Todten

eine Art Altar errichtet, und ein Seelenopfer gehalten. Die Anhänger des Lama verwenden wenige Sorgfalt für Begräbnißplätze. In Tibet finden die Leichen der gemeinen Leute in einer ummauerten, sonst aber ganz offnen Stelle ein gemeinschaftliches Grab, und werden da gewöhnlich eine Beute der Raubthiere; die der Priester werden verbrannt, und die Asche in Urnen sorgfältig aufbewahrt, und jene der Fürsten in Grüften durch Einbalsamirung vor der Verwesung geschützt. Die Kalmucken machen mit ihren Todten noch weniger Umstände. Gewöhnlich wird der Leichnam an einem abgelegenen Ort in der Steppe, oft ganz nackt, oder nur mit seiner Filzhütte zugedeckt, hingelegt, und den Raubthieren preis gegeben. Befindet sich in der Nähe ein Lager, so bricht es sogleich auf, um die Wohnungen an einem entfernteren Orte aufzuschlagen. Manchmal begraben sie ihre Todten auch in die Erde, oder häufen Steine auf dieselben.

Zum Ende dieser Abhandlung wollen wir die Leser noch mit dem ganz eignen Handgriff bekannt machen, wie die Kalmucken ihre Filze bereiten, welche sie zu ihren Hütten, Bekleidungen, Decken rc. gebrauchen. Die Wolle wird auf einem auf der Erde liegenden alten Filz locker aber gleich ausgebreitet, in verschiedener Höhe, je nachdem der Filz mehr oder weniger dick werden soll. Zu den stärksten Filzen schichtet man die Wolle wohl einen Fuß hoch und darüber. Sollen Verzierungen darein kommen, so streut man die farbige Wolle in der beliebten Figur

oben auf, und begießt das Ganze mit siedendem Wasser. Die ganze Masse wird nun samt dem unterliegenden Filze in eine Rolle aufgerollt, und fest mit Stricken gebunden. Nun setzen sich viele Menschen in zwey Reihen, auf die Hacken einander gegenüber, und werfen die Rolle von den Knien auf den Boden, von dem Boden auf die Knie, bis nach einigen Stunden mühsamer Arbeit die Wolle dicht gefilzt ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Anton,

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde

Bd.: Zweyter Theil

Augsburg u.a. [ca. 1820]

Geo.u. 247 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10429817-5